

Illustrirte
Frauen-Zeitung
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 22, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. November 1885.

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Nachdruck verboten.

Der Einsiedler.

Erzählung von Adolf Pichler.

Wenn ich schwer und wüchtig im Hörsaale auf der Kanzel sitze und, während vor dem Fenster die Amseln von Lenz und Liebe singen, meine Zuhörer fleißig krystallographische und chemische Formeln in die Hefte schreiben, denke ich mir manchmal: es ist doch gut, daß die jungen Herren nicht wissen, wie ihre Väter vor vierzig Jahren thaten und aussahen, sonst müßten sie ihnen bei all der Weisheit in's Gesicht lachen. Ja, vor vierzig, eigentlich fünfundsiebenzig Jahren! Da zog ich als lustiges Bürschlein durch das Unterland in die Ferien, das Sammetkläppchen mit vier blauen Federchen des Ruhmhähers auf dem Gelock, die Guitarre am grünen Seidenbande über die Schulter; da sang ich beim rothen Weine mit den hübschen Kellnerinnen und Wirthstöchtern, daß es wiederhallte und vielleicht noch eine vom Studentlein den Enkeln erzählen könnte. Wäre ich noch so, hätte gewiß manches Dirndl, das jetzt schräg, wie die December-Sonne, am alten, ruppigen Professor vorübersehaut, einen Blick, vielleicht sogar ein Bussel für mich; aber die Zeiten sind vorbei, — huldriß!

Zu meinen ältesten Erinnerungen gehört das Häuschen am linken Ufer der Ziller, unweit der Brücke bei Straß. Vielleicht ist es längst abgebrochen oder verwittert; die kleine Kapelle gegenüber an der Felsenwand läßt dann wenigstens annähernd die Stelle errathen. Schon damals war es etwas wacklig, wie das Ehepaar, welches dort wohnte. Herr Jodol Kumppler behob hier als Einnehmer den Brückenzoll; ein geborener Kundler, war er mir mütterlicherseits weitläufig verwandt, „so ein Schnittlauch von der hundertsten Suppe“, wie man geringschätzig zu sagen pflegt, aber auf dem Lande nie vergißt. Darum klopfte ich immer an seine Thür; er paffte aus dem Nasenwärmer dicke Rauchwolken, reichte mir die grobknochige, haarige Rechte, zog die buschigen Brauen in die Höhe, blinzelte freundlich mit den hellen Augen und überließ mich dann schweigend seiner Alten, die mir, ehe sie mich aus der Speisekammer abfertigte, eine kleine Neckerei in's Gesicht warf.

„Ja, Studentl,“ sagte sie einmal, „früher hast immer ohne Zoll vorbei dürfen, weil Du ein unschuldiges Lämmlein warst, ein rechtes, krauses Osterlämmlein; jetzt wächst Dir aber schon der Bart, und die Böcke müssen zahlen.“

„Wenn das Dein Mann hört!“ rief ich dagegen. „Der ist ja im ganzen Gesichte zottelt, daß man ihn rupfen könnt, und hast ihn doch geheirathet! Wie ist es halt kommen, daß er aus einem Dasiedel ein Zwoasiedl geworden ist?“ Ich nahm die Guitarre vom Rücken und sang das Schnadahüppel:

„Der Dasiedel im Wald
hat nit warm und nit kalt,
Dat die Kutteln auf'hängt
und ist 'm Radl nachg'sprengt.“

Da schob Jodol die lange Nase durch den Guter: „Jetzt weiß es der Schlangel auch schon; steck ihm eine Nudel in's Maul, daß er stille wird, — sonst lehrt er's noch den Spazen!“

Die Alte lief und brachte auf einer Zinnschüssel Gesehletes und eine Flasche Kranewitter (Wachholder). Ein Studentl hat immer Appetit; ein Stampeel Schnaps half zu besserer Verdauung, bis der Rahmkaffee mit Butter kam. So neigte sich die Sonne zu den Bergen von Sellrain; es war Zeit, den Wanderstab zu ergreifen. Jodol reichte mir wieder die Hand, zog die Brauen in die Höhe und blinzelte, — das war Alles; jungenfertig wurde er bei Gelegenheit erst dann, wenn wir, zur Wette lateinische Verse austauschend, uns mit Horaz und Vergil bombardirten, die er noch immer lieber hatte, als den Goffine und Vater Kochem*). Seit ich 1848 als Schützen-Hauptmann ausmarschirt war, küftete er sogar, wenn es eben nicht kalt war, die Mütze mit der großen Quaste.

Sie hatte mir noch Allerlei aufzutragen an Bettern und Basen bis in's hundertste Glied und kugelte endlich, nachdem ich ihr mit einem christlichen „Bergelt's Gott!“ die Hand gedrückt, in das Haus.

Wie aus dem Dasiedel ein Zwoasiedl ward?

Daß Jodol, der Sohn eines mittleren Bauern, aus Kundl stammt, wissen wir bereits; wenn Dich das Zell juckt, so singe dort das Schnadahüppel vom Ofen, in welchen man die Lappen oder Trottel schiebt und bäckt, bis sie gar werden. Ueberhaupt sind die guten Leute wegen ihrer Einfalt ein bißchen in Verruf; gewiß mit Unrecht, denn unser Jodol war ein findiger Bursch, fast

eine Art Wunderkind, wenn es galt, aus dem höchsten Wipfel eines Obstbaumes die Früchte zu mausen und dann durch einen kühnen Sprung den Prügeln zu ent-schlüpfen. Vielleicht hatte er römisches Räuberblut in den Adern; denn in Quantala, wie der Ort bei den Alten hieß, siedelten ja Colonen bis in den Anfang des Mittelalters, und wohl nur deswegen lernte er später so leicht „puella, puellae“ decli- und „amo, amas“ conjugiren. Sein offenes Köpfel erregte das Staunen des Lehrers, der sich vom Posten eines Hausknechtes in Niednau zu seinem hohen Amte emporgeschwungen hatte oder vielmehr den Stock in die Hand nehmen mußte, weil er zu schwach wurde, um Holz zu spalten. Bald regte sich in unserem Buben auch der Beruf zum geistlichen Stande. Das geschieht auf dem Lande meistens so: Ein Knabe sieht den Pfarrer vor dem Altare, wie er im goldgestickten Messgewande die heiligen Bräuche vollzieht, angeräuchert wird und zur Orgel singt. Auch daß ihm Alles die Hände küßt, ist gar schön; und erst am Sonntag Vormittag einen Blick in die Küche, wo die schwitzende Häuserin den Brat-spieß dreht und im Wasserschiff eine volle Flasche küßt: unser Jodol spürte also Beruf! Er baute sich in der Stube hinter dem Ofen einen Altar mit Kleiderlappen, auf dem Dachboden fand sich ein graufiger „Unser Herr im Glend“, den man verbannt hatte, weil sich die Weiber und Kinder über ihn entsetzten, und der Vater brachte ihm einmal zwei Bogen farbigen Papiere vom Markte; diese wurden zum Messkleid verschritten, ein Leinenhemd diente als Chorrock. Das Schwesterlein mußte den Ministranten machen. Da war es gar rührend, die große Andacht und die verdrehten Augen zu sehen, mit denen er „Dominus vobiscum!“ sang. Nur einmal sollte die Kleine den Pfarrer machen, und das kam so: Der Zöllner von Straß hatte sein Töchterlein auf etliche Wochen zu seinem Schwager, dem Müller, geschickt, — ein frisches Dirndl mit Flachsbaaren, wie die „unbesleete Empfängniß“, welche die Jungfrauen bei den ProzeSSIONen von Altar zu Altar tragen. Als die Tochter eines Amtspächters trug sie auch herrliche Kleider und erregte dadurch die Bewunderung und den Neid der Mädchen. Unserem Jodol gefiel das Gretel ganz ausnehmend; er hatte ihr die saftigen, rothgestriemten Birnen vom Baume des Nachbarn versprochen, wenn sie sich mit ihm von seiner Schwester vor dem Altare trauen ließe. Die Braut bekam allerdings dafür die Birnen, der Bräutigam aber unerwartete Schläge, und der Pfarrer schüttelte über seinen geistlichen Beruf bedenklich das ernste Haupt. Damit sollte es aber noch ein tragisches Ende nehmen.

Am Tage des Märtyrers Stephan trug der Priester, wie es die Liturgie verordnet, beim Hochamt ein rothes Messkleid. Genau von der gleichen Farbe war das Seidentuch mit langen Franzen, welches Jodols Mutter heute um den Hals geschlungen hatte. Der Knabe verglich mit blitzenden Augen; als sie es in der Kammer abgelegt, schlich er hinein und packte es mit raschem Griff. Während nun Alle in der Küche auf dem warmen Herde saßen, winkte er dem Schwesterlein und führte sie vor den Altar hinter dem Ofen. Dort schnitt er in das Tuch ein Loch, recht in die Mitte, und stülpte es als Messgewand über den Kopf. Bei der Wandlung läutete die Ministrantin nach Kräften mit der großen Kuhshelle, welche er dem Festtage zu Ehren aus dem Stalle hereingeschleppt hatte. Die Mutter hörte den Lärm und wollte nachsehen; wie sie jedoch den Knaben in seinem Pracht-Ornate erblickte, ließ sie vor Schrecken die Thürklinke fahren, stürzte im nächsten Augenblicke auf den jungen Priester, legte ihn quer über die Kniee und blatterte ihn, trotz der geistlichen Würde, so ausgiebig durch, daß es patschte und ihm auch in Zukunft die Lust zum Messelesen verging. Er war nur froh, daß Gretel längst heimgelehrt war und hoffentlich von der ganzen Geschichte nichts erfahren würde. Von jetzt ab schloß er sich mehr an die Schulkameraden an, theilte ihre Freuden und Leiden, — die Zukunft kümmerte ihn nicht; warum auch? War doch der Tisch nach dem Brauche der Unter-Zanthalen fünfmal am Tage gedeckt! Später fand er in der Kumpellammer eine alte Klinte; der Vater ließ sie vom Büchsenmacher neu einrichten; Pulver und Blei, ja sogar ein Stück Geld erhielt er vom Pfarrer, dem er dafür hier und da ein Häslein, eine Wildtaube oder Stockente in die Küche lieferte. So war er wohl auf; ging allmählig von der Werktags- in die Sonntagschule und dann in die Christenlehre über, bis er mit einem sehr günstigen Zeugnisse freigesprochen wurde. Was nun? Die Bauernarbeit freute ihn nicht recht; um so weniger, seit er öfters im Widum (Pfarrhaus) eingelehrt war und mit Gymnasialen, welche die Ferien nach Kundl geführt hatten, Umgang pflegte. Diese malten ihm das herrliche Studentenleben, zeigten ihm die Käppchen, die Bänder und die Ziegenhainer mit den eingesechnittenen Namen; bald sang er auch ihre Lieder in einem klaren Tenor. Er war sechzehn Jahre alt, für unsere Begriffe so alt; damals galt aber der Spruch: Ein braver Bursch muß sieben

hirschlederne Hosen in der ersten Klasse zerreißen, dann erst wird etwas aus ihm. Mit dem Vater wollte er vorläufig nicht sprechen, doch vertraute er sich einigen Bettern und Basen an; diese geriethen in helle Freude: die ganze Verwandtschaft habe keinen Geistlichen und auch die Gemeinde nicht; man müsse es sich zur höchsten Ehre anrechnen, wenn endlich einmal zu Kundl die Bälle nicht bloß auf dem Schießstande, sondern auch bei einer Primiz krachten, daß alle Heiligen droben vom Pulverdampfe niesen müßten. Als es der Vater erfragt, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen: „Wo das Geld hernehmen?“ Da stellte sich der Serviten-Prior von Rattenberg ein, welcher Jodols Glockenstimme kannte, und meinte, wenn er bisher zu Ehren des Teufels, manch Vieblein gefungen, könne er es auch zur Ehre der Mutter Gottes thun. Er fände sogleich eine Anstellung im Chor der Serviten zu Innsbruck; diese gäben ihm zu essen und hier und da auch eine Tachtel, wenn er nicht gut thue. Daheim koste er dem Vater auch was; diese vierzig bis fünfzig Gulden jährlich könne er leicht aufbringen. Bald werde er etwas durch Unterrichtsgeben an jüngere Schüler verdienen, ja sogar einen Vierkreuzer für die Vacanz übrig haben. Da konnte der Alte nicht mehr widerstehen, und auch die Mutter, welche an ihr rothes Halstuch dachte, gab ihren Segen dazu. Der Pfarrer übernahm es, ihm die dürftigsten Vorkenntnisse beizubringen.

Bis er damit fertig ist, schauen wir an der Brücke von Straß nach, was denn das Gretel thut. Die nahm zu an Gnade und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen; ob auch an Weisheit, lasse ich dahin gestellt sein, weil man die bezügliche Stelle der heiligen Schrift, wie mir ein ungalanter Kapuziner sagte, auf die Mädchen nicht anwenden darf, es sei denn, man wolle statt Weisheit Bosheit setzen. Sie wuchs auf, schlank und frisch empor, wie die Lärche am Vorsprunge des Klausetts; aus den Zöpflein, die ihr vorher wie Rattenschwänze im Genick hingen, wurden lange, goldgelbe Zöpfe, die sie nach der Sitte der Unterländerinnen wie ein Krönlein um den Scheitel schlang und mit einem silbernen Pfeil befestigte; um den Hals schmiegten sich Schnüre von Granaten, die Schultern rundeten sich, der Schritt wurde elastischer. So war sie mit dem vierzehnten Jahre ausgeschickt; sie wußte sich zwar besser, als die Bauerntöchter ringsum; das stieg ihr jedoch nicht zu Kopf, und ihre Herzensgüte glich jeden Unterschied aus, um so mehr, weil ihr die Bursche, als seine Kenner, doch nicht den höchsten Preis der Schönheit zuerkannten. Benzeln-Tindels-Andl hatte rundere und rothere Wangen, Stangl-Sepp's-Rathel sprang beim letzten Weigenstrich höher, und wenn wir uns über die Knöchel versteinen dürfen, was man damals leicht konnte, weil die Röcke nur wenig unter das Knie reichten, so konnten sich die Baden der Loifeler-Zörgs-Urschel immer mit den Säulen, welche das Vordach der Kirche trugen, messen, und zum Einstampfen des Sauertrautes wären Gretels Füßchen viel zu klein gewesen.

Die alte Zöllnerin war jedoch ein practisches Weib; sie wußte, daß der Müßiggang aller Laster Anfang sei, und hielt auch vom Lesen nicht viel. Ja, der „Kobebub und der Belzebub!“ da durften ihr die Fräulein der Gerichtsherrn von Rattenberg, welche sich herabließen, bei ihr manchmal Butter und Honig zu naschen, nicht kommen; sie hätte ihnen die „Eulalie“ und „Klingsberg“ auf den Rücken nachgeworfen. Dafür lernte Gretel Hemden nähen, Socken stricken, Strümpfe stopfen, Butter schlägeln, alles Dinge, nach denen zwar in der Regel kein Bräutigam fragt, so lange er freit, wohl aber der Mann, dem nach und nach das Klavier-trommeln zum Thee verleidet.

Die Pause, bis unser Jodol eintritt, möchte ich wohl benutzen, um den Ton zu entschuldigen, den diese Erzählung manchmal anschlügt, aber ich krazte vergebens hinter den Ohren: die Leute waren damals alle so; jetzt wird es schon besser, weil unsere Tiroler-Fräulein in den Erziehungshäusern zu Thurnfeld, Nymphenburg und Lindau gehobelt werden. Also nichts für ungut!

Jodol hatte mittlerweile sein Schwesterlein verloren; desto lieber wanderte er zum Zoll, meistens quer über's Gebirge, die Büchse umgehängt. In den Auen bei Straß hielt sich allerlei Wassergeflügel auf; wenn es krachte, rief Gretel: „Jetzt kommt er bald!“ und stellte ein Stücklein Kuchen, oder was sie sich sonst abspart, auf den Tisch. Da jauchzte er denn schon vor der Thür, ein Rohrhubn oder so was an den Lauf gehängt; sie rupfte sich für das Stroh-hütchen die schönsten Federn aus, und der Zöllner schmunzelte, weil es einen guten Sonntagsbraten gab. Nur den kleinen Vögeln durfte er nichts zu Leide thun; die sangen ja so schön, gerade wie's Gretel selber, wenn es die Fliederblüthe pflückte oder einen Strauß Raiglöcklein zwischen den Erben sammelte. Sie kannte übrigens viele Kräuter, denn der Vater, welcher Apotheker-Lehrling gewesen war, sagte ihr die Namen; manche legte sie sogar zwischen die Blätter verjüch-

*) Geschätzte Erbarmungsbücher.

melter Protokolle. Wurzeln und Blüten wurden auch getrocknet; die holten dann die Bauernweiber gegen allerlei Gebrechen und spendeten, wenn die Heilung gelungen, wohl auch ein paar Eier, ein Kügelchen Butter. Ja, sie nahmen diese Dinge lieber aus der Hand der jungen Doctorin, denn was eine Jungfrau giebt, wirkt ja nach uraltem Glauben mehr. Nun brachte Jodol gar den sagenkräftigen Allermannsharnisch vom Sonnenwendhoch; wer dazu den richtigen Segen spricht, den macht er lugelfest. Die Bauern flüsteren: der Einsiedler auf der Brettsfall wisse das mit vielen anderen geheimen Dingen; der Bischof habe es ihm aber verboten, davon zu reden, weil der Teufel die Krallen dreinstede. Um so besser wirkte er in Pflastern, wenn ein lustiger Bua an einem Schlagring angestoßen war und ein Loch im Kopf mitgebracht hatte, was damals noch öfter geschah, als jetzt, wo das Militär die Jochen*) bündigt.

Der Vater hatte ihr ein großes Gartenbeet überlassen. Gatten während des Tages Schnittlauch, Kohl und gelbe Rüben die pflichtmäßige Pflege erhalten, so gehörte der Abend ihr und den Blumen, welche sie dort angepflanzt. Gern half ihr Jodol; er schnitt Stäbchen mit farbigem Anlauf, um die schweren Kelten daran zu binden, holte Wasser zum Begießen und brachte Seltenheiten vom Gebirge, die als Fremdlinge unter den zahmen Kindern des Gartens überraschten. Aber er lernte auch! Sein Blick war bisher über den Reiz und die Lieblichkeit der kleinen Geschöpfe ziemlich gleichgiltig hingeglitten; jetzt machte sie ihn auf die feinen Unterschiede der Zeichnung, das bunte Farbenspiel, ja sogar auf die Käferchen, die in glänzenden Metallpanzern durch die Grashalme liefen, aufmerksam. Er haschte ihr manchen Schmetterling, den sie eine Weile bewunderte und dann fortflattern ließ. That sie doch mit den Vögeln, die er ihr zum Überwintern gab, nicht anders; kaum wehte das erste Frühlingelüftchen, so öffnete sie die Käfige und sah ihnen lachend nach, wenn sie von Baum zu Baum am Berg emporslogen. Wer sie beisammen sah, mochte sie wohl für friedliche Geschwister halten; sie dachten an gar nichts, und wenn sich Jodol etwa daran erinnerte, wie er sich einmal mit ihr trauen ließ, wagte er doch nicht, darauf anzuspizieren; er wußte sich nicht zu erklären, was ihm die Junge band.

Da kam Maria Himmelfahrt; im Herbst darauf sollte Jodol nach Innsbruck zur Studi. Diesen Tag begeht das Landvolk besonders feierlich, um der Königin der Engel und der Heiligen, welche nun in die ewige Herrlichkeit aufgenommen wurde, zu huldigen. Da werden die schönsten Blumen gepflückt und um den hochragenden Schaft des Himmelbrandes**), dem nach altem Brauch die Ehre des Tages gebührt, zum Strauß gebunden. Die Mädchen tragen ihn zur Kirche, damit er vor dem Altar die Weihe empfangt; die Senner steigen im Festgewand von den entlegensten Almen, um zu beten und nachher zu rausen. Wie stolz und selbstbewußt blickt der Bursch umher, von dessen Hüte eine Staupe der Edeltraute nicht; er hat vielleicht dafür seine Glieder gewagt, denn sie gedeiht nur an den unzugänglichsten Schrofen.

Jodol ließ es sich nicht nehmen; er kletterte barfuß an der Wand der Hochriß empor und holte aus einer Kluft einen Rautenstrauch mit fünfunddreißig Aehren; dann füllte er einen großen Sack mit den erlesensten Jochblumen. Wo bei Münster die Mittagssonne am heißesten auf den weißen Steinschutt brennt, wußte er Himmelbrand; er wählte einen fast mannshohen Stamm, ganz bedeckt mit gelben Blütensternen. So kam er an den Zoll. Die Alte entsetzte sich: „Hätt'st Du's nicht zu Ehren der Muttergottes gewagt, die Dich wunderbar erhalten hat, sollte Dich Dein Vater schopfbcucln!“ Dann lockte sie ihm schleunig eine Pflanze Roden***). Während er einhieb, ordnete Gretel die Blumen zum Strauß, um sie dann, mit Wasser bespritzt, in einen vollen Zuber zu stellen. Es war indeß Nacht geworden; Jodol wurde auf den Heuboden verwiesen, wo er schlief, bis ihn die Festglocken weckten.

Er sprang rasch in die Höhe und lief zum Brunnen, dessen kalten Strahl er über den Kopf rinnen ließ. Vom Kirchplatz donnerte der erste Böller; er nahm eine Hand voll Sand und Steinchen und warf sie gegen Gretels Fenster. Sie zog den weißen Vorhang zurück und lachte wie die Morgenröthe durch ein weißes Wöllchen zu ihm herab; dann sprang sie zurück; er hörte sie über die Stiege hüpfen; frisch und blank trat sie ihm unter der Hausthür entgegen. Sie reichte ihm eine Kelle, roth wie seine Wette; er steckte sie mit Salbei und Basilicum, daß es besser rieche, in das linke Knopfloch des grauen Jankers. Nun kam die Mutter nachgetrippelt, mußte wohlgefällig das Töchterlein und nestelte dann am Rosmarinweig, den sie um das Haar

geschlungen. Den Böllner hörte man droben in der Kammer hüpfeln; er war schon seit einiger Zeit nicht recht beisammen, kam aber doch zum Frühstück. Da lud mächtig und voll das Gelächter zum Gottesdienst; sie erhoben sich rasch, der Vater tauchte den Finger in den Weihbranntopf, der an einem Nagel rechts am Thürpfosten hing, und bespritzte Gretels Stirn; was übrig war, bekam Jodol; denn die Buben könnten es jetzt vor Allen brauchen bei diesem verdorbenen Weltlauf. So traten sie hinaus in den herrlichen Morgen. Der Himmel hatte sein Zelt von blauem Taffet ausgespannt; ein leiser Wind wehte, wie von den Fittichen der Engel, welche ihre Fürstin erwarteten. Auf Jodols Hut schwanke die Edeltraute; eigentlich sah man weder vom Gupf noch von der Krempel etwas, als wäre der Stod anstatt der Haare aus dem Kopfe gewachsen. Er hatte den Gaggelbeten*) mit dem silbernen Zilligrankreuz um die linke Hand geschlungen; ein Knabe und doch kein Knabe mehr, führte er Gretel, welche den Blumenbusch, — und keine hatte einen schöneren, — vor sich her trug. In ihrem Auge leuchtete es, wie der Schimmer zu Aufgang des Morgensternes: plötzlich steht er am Himmel, und die Lerche steigt aufwärts und begrüßt ihn jubelnd. Sie lächelte wohl und nickte mit einem leichten Anflug von Stolz, wenn da und dort ein Bursch rief: „Schau, schau, den Strauß, den hat Dir wohl der Jodol klaubt!“

„Du herrlicher Glanz der Jugend, möge bei ihrem Wellen nie der Schupengel trauern; mögest du Früchte reifen im Garten Gottes für den Spätherbst, den Heiligen zur Freude und den Menschen, welche guten Willens sind, zu Ruh und Ehre!“ So betete still der greise Einsiedler neben dem Missionskreuz, als er sie lindlich unbefangen daherlaufen sah. Lächelnd rief er: „Was ist denn mit Dir, Jodol? Steigst Du vom Zoll gar nicht mehr hinauf zur Brettsfall? Schau doch nach! Hat mir unlängst so ein Stöber die schöne weiße Henne geraubt; für was hast Du denn Deine Büchse?“

Ein leichtes Roth überflog die Wange des Burschen: „Heut' wär's Sünde; weißt ja, ist Freitag. Aber morgen in aller Frühe, dann nagelst Du ihn mit ausgepannten Flügeln an die Thür der Zelle, daß sich die andern fürchten.“

„Recht so,“ erwiderte der Einsiedler und schob die Kutte vom Scheitel, den bereits der Reif der Ewigkeit schmückte, in den Nacken zurück, um die Holzdose zu holen. „Recht so! Ich geb' Dir dann den Samen der dunkelblauen Aste mit.“

„Bringt ihn lieber selber,“ fiel Gretel ein und warf einen schelmischen Seitenblick auf Jodol. „Mit dem Buben ist's gar nichts mehr; seit er in die Studi will, ist er wie die alte Potentill', die Alles vergißt!“

„Du!“ schmolte Jodol, „da hast Du den Beten, den Du liegen liehest, wenn ich ihn nicht vom Sims genommen hätte!“

Der Einsiedler lachte: „Nun, Jodol, ich werd' sie wenigstens mahnen, daß sie Deiner beim Abendrosenfranz gedenkt. Wir's zu Sprugg droben noth haben; die Studenten gehen ja lieber in die Aneipe, als in die Kirche.“

„Das will ich auch thun,“ sprach die Mutter, welche hinter ihnen stand; „für Jodol bet' ich Morgens und Abends ein Vaterunser, denn er liegt mir an, fast wie ein Sohn.“

Bruder Michael ließ den Blick noch einmal auf das Pärchen gleiten und strich nachdenklich mit der flachen Hand den Bart, welchen der Wind über den braunen Lederbart zauste. Plötzlich krachten die Böller hinter der Mauer; die Frauen flüchteten in die Kirche.

„Weißt wohl, sind halt schene Weibslent!“ rief Jodol spottend und folgte ihnen langsam. Als der Lufsch von Trompeten und Pauken verkündete, daß der Priester zum Altar getreten, beugte sich der Einsiedler vor der Schwelle demüthig, schlug ein Kreuz und warf sich dann im hintersten Winkel auf die Knie; bei der Wandlung breitete er die Arme aus, als wollte er dem Weihrauchdust nachschweben; Thränen flossen in die Furchen der mageren Wangen nieder: „Heilige Maria, Du Zuflucht der Sünder, erbarme Dich eines armen Büßers!“

Er ist jetzt ganz vergessen; als ich noch jung war, wußte man Verschiedenes von ihm zu erzählen. Ich hörte nur mit halbem Ohre hin; so ein Studentlein hat wichtigere Dinge zu denken, und jetzt, wo ich die Sachen brauchte, kann ich nur noch lüdenhaft erzählen.

Nach dem Türkenkriege des Kaisers Joseph kam an einem heißen Sommertage ein Mann in das Dorf, wild und bärtig; die Fehz einer schmutzigen, abgerissenen Montur schlotterten an seinem Leibe; die groben Schuhe waren mit Spagat gebunden. Wo er vorbeiging, flohen die Kinder erschreckt in das Haus, aber die Hunde führen heraus und lästeten ihm wüthig nach. Man zögerte im Wirthshaus, ihm ein Krüglein Bier zu reichen; er zahlte jedoch voraus, und man konnte merken,

daß es ihm an Geld nicht fehle. Der alte Pfarrer, der ihn beobachtet hatte, kam später auch und setzte sich zu ihm an den Tisch. Der fremde Mann redete zwar deutsch, aber es klang etwas anders, als man bei uns spricht. Bald waren sie in's Reden vertieft, daß eine Stunde um die andere verging; sie sprachen endlich so leise, daß man nichts mehr verstand, und der Pfarrer sah auch nicht drein, als ob er Zuhörer dulden möchte. Ein paar mal rückte der Fremde den Stuhl zurück und blickte ihn betroffen an. Der Pfarrer konnte aber nicht bloß Geister bannen, er durchschaute auch die Geister und sah Jedem den Unfrieden der Seele an, bis er vor ihm in den Beichtstuhl niederkniete und ihn verließ, rein wie ein neugeborenes Kind. Den Michael nahm er mit in den Widum. Noch um zwölf Uhr brannte das Licht im Zimmer; was die Zwei abgethan, weiß Gott. In der Morgendämmerung trat Michael aus der Thür; er steckte einen Brief in die Brusttasche, kniete nieder, und der Pfarrer machte ein großes Kreuz über ihn, als wolle er den Teufel austreiben. Der Nachtwächter Fendl, — Gott hab' ihn selig! — hat es gesehen, als er heimkehrte. Nach vierzehn Tagen kam der Fremde wieder; sein Gewand klaubte wohl Niemand auf, wo er es hinter einen Zaun warf; dafür trug er eine braune Kutte, und es hat ihn Niemand mehr anders gesehen. Am nächsten Sonntage blieb er vor der offenen Kirchthür knien; nachdem der Pfarrer Allen am Bitter das allerheiligste Sacrament gespendet, schritt er durch den Gang zu ihm hinaus und reichte ihm die Hostie. So bis Ostern. Dort ministrirte der Einsiedler beim Hochamte, kniete dann auf der obersten Stufe nieder, und der Geistliche wendete sich zuerst an ihn. Das Alles machte Aufsehen; man erzählte sich schreckliche Dinge und wich ihm scheu auf der Straße aus. Da ging eines Sonntags Michael mit niedergeschlagenen Augen vor der Predigt fort; der Pfarrer sprach sehr eindringlich über Verleumdung und rief zum Schluß drohend mit erhobener Hand: „Daß dem Einsiedler Niemand was Böses nachredet! Ueber einen reinigen Sünder weinen die Engel aus Freude; über eure Mäuler auch, aber nicht aus Freude! Betet, betet, daß ihr auch so hoch in der Gnade Gottes steigt, wie er! Amen.“

Wer auf der Eisenbahn am Eingange des Zillertales, zu dessen beiden Seiten hohe Felsenpfeiler emporragen, vorüberfährt, erblickt rechts am Rand einer steilen Kalkwand, die bis Kothholz nach Westen zieht, ein kleines Kirchlein mit rothem Dache: Anthon nennt es die Brettsfall; unser etymologischer Freund Christian Schneller würde den Namen aus dem Romanischen ableiten und wohl anders schreiben. An die Kapelle lehnt sich eine kleine Einsiedelei, behütet von den Tannen und Föhren des uralten Waldes, der sich gegen Schlitters und weiter hin ausdehnt. Wer das halbe Stündlein daran setzt, um von der Landstraße hinaufzusteigen, erfreut sich an der weiten Rundschau über die Ufer der beiden Flüsse oder mag in der kühlen Kapelle die Botivbilder anschauen mit den Wandern, welche die Muttergottes dort vom Altar herab wirkte. Und wie sollte sie auch Jemand, der sich aus solcher Tiefe emporkragt, ungetröstet hinabschicken? Ihren Dienst besorgten seit einer langen Reihe von Jahren fromme Waldbrüder, welche das ewige Licht nährten und zu den drei Tageszeiten das Glöcklein die Botenschaft einer höheren Welt hinausklängen ließen. Damals war die Kapelle verödet; Niemand mochte da droben die Rechnung mit der Welt abschließen und eine neue für den Himmel auslegen. Die Gemeinde überließ daher das kleine Anwesen gern unserem Michael und verpflichtete sich sogar, ihm etliche Säcke Korn für den Unterhalt zu gewähren; zwei Ziegen versahen ihn mit Milch; um Holz brauchte er nur zur Thür in den Wald hinaus zu greifen. Gemüße lieferte ein kleines Gärtchen an der Sonnenseite vor der Hütte, und was noch fehlte, konnte ein oder der andere Opferpfennig ersetzen. Die zwei Zellen, — eine für den Klausner, die andere allenfalls für einen Gast, — trennte ein schmaler Gang mit dem Herde zu hinterst. In jeder stand ein Schraaben, darauf ein Sack mit Laub und ein grober Kohen (Wolldecke); zu Häupten hier die schmerzhafteste Mutter, dort der Bekreuzigte. Wer den anheimelnden Kupferstich Dürer's: „Der heilige Hieronymus“ kennt, vermag sich leicht eine Vorstellung zu machen. So einfach war das Hauswesen für einen Mann eingerichtet, der, ohnehin fast bedürfnislos, sich noch als Büßer manche Entbehrung auferlegte, bis ihn nach einigen Jahren der ehrwürdige Pfarrer ganz los sprach.

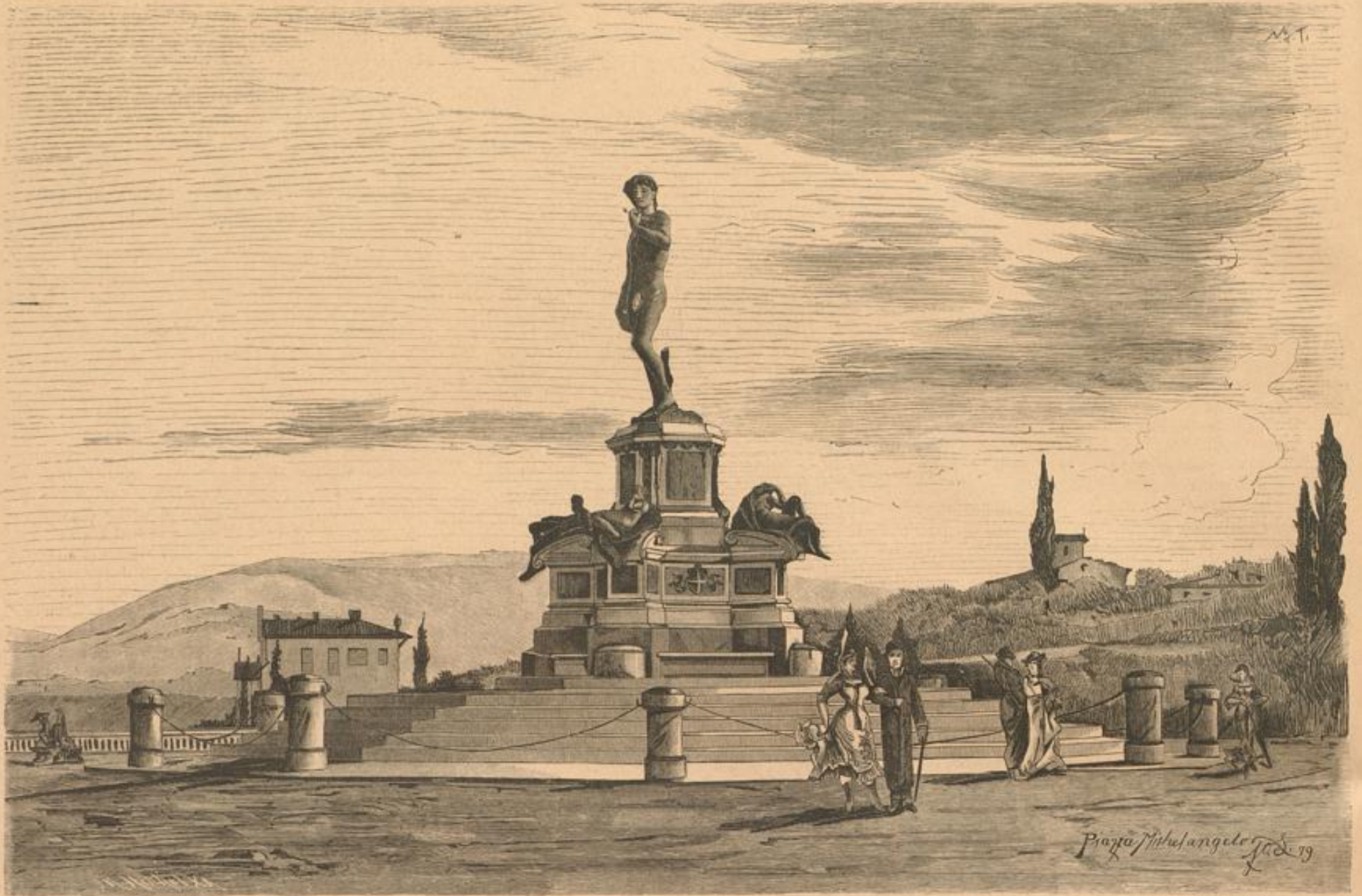
Nachdem die erste Scheu überwunden war, wurde Michael bald in der ganzen Gemeinde beliebt. Man schrieb seiner schlichten Frömmigkeit, der Fürbitte in der Kapelle manchen Erfolg zu, welchen der Mund des Volkes vergrößert weiter trug; seine Trostworter, die aufrichtige Theilnahme bei jedem Leid gewannen ihm besonders die Frauen, die ja immer seufzen und klagten; die Hülfsbereitschaft in jedem Falle machte ihn bald zu einem Nothnagel für das Dorf. Der Schullehrer

*) Grober Mensch.

**) Verbascum thapsus, Königskerze.

***) Zette Mehlspeise der Welpen.

*) Rosenkranz aus den Körnern einer Grauart.



Der Platzale Michelangelo.



Der Glockenturm von San Miniato, nach der Seite des Campo santo.



Die Kirche San Miniato, Fassade nach dem Viale dei Colli.

siechte dahin und starb endlich, ohne daß schnell ein Erbschaft zu finden war; er entsprach sogleich dem Wunsche des Vorstehers; die Kinder erzählten lange von dem Bockbart, der ihnen so nette Bildlein ausgetheilt. Der Mefner, ein lustiger Musikant, hatte beim Tanz den Fuß gebrochen; er leitete zu Weihnacht den Chor und blies auf der Flöte dem Christkindl ein Wiegenlied, daß die Bauern nie was Schöneres gehört hatten. Durchmarschirende Soldaten schleppten den hitzigen Tisler (Typhus) ein; er eilte von Haus zu Haus, pflegte die Kranken, betete mit den Sterbenden und bahnte die Todten auf. Wo er Noth und Armuth fand, bettete er, — der niemals etwas für sich heischte, — bei den reichen Bauern und schleppte die Gaben auf dem Rücken in einem Sacke Witwen und Waisen zu. Gader und Unfrieden schlichtete er mit Worten der Liebe, sodas die Leute merkten, er müsse selbst viel gelitten und erfahren haben, denn Alles klang so wahr aus der tiefsten Seele. Ja, der Michael!

Zwar erinnere ich mich dunkel an einzelne Geschichten, mag sie aber nicht erzählen, wohl aber ein Ereigniß, das mit den Wurzeln seines Lebens im Zusammenhang schien.

Auf der rothen Marmelbank vor der Thür des Siminger lauerte in sich zusammengefunken ein Weib vom Aussehen einer Zigeunerin. Das schwarze Haar floß in langen Strähnen um den mageren Hals; aus den tiefen Höhlen stammten die Augen unheimlich, als ob sie sähen, aber doch nicht sähen; die Brust hob und senkte sich, als solle sie bald verathmen. Die Arme: sie mußte viel Elend gebaut haben! An ihrem Schoße lehnte ein halbnackter Knabe und nagte gierig an einer Speckswarte, welche ihm die Bäuerin zu einem Stück Schwarzbrot geschenkt. Bisweilen legte wohl eine mitleidige Hand einen Kreuzer neben sie; kaum daß sie mit leisem Kopfnicken zu danken vermochte. Da schritt Michael langsam durch die Gasse; sie sprang auf und stürzte auf ihn zu; er erblickte sie und schrie laut „Maria!“ Dann wurde er aschenfahl, seine Kniee knieten ein, er mußte sich an der Mauer halten. Sie warf sich in den Staub, faßte seine Hand und rief, heiße Thränen darauf weinend: „Ich habe Dich durch die ganze Welt gesucht, Deine Verzeihung zu erbetteln; vergieb, vergieb mir vor Gott und den Menschen!“ Schon versammelten sich die Leute; nun redeten sie eine Sprache, die Niemand verstand; Michael hob das Weib beim Arme auf und führte sie in den Widum. Dort flüsterte er dem Pfarrer etwas in das Ohr; dieser nickte und ließ das Weib in eine Kammer bringen, wo man sie auf ein reinliches Lager streckte. Sie wurde mit den Sterbesakramenten versehen; es that auch noth, denn schon am nächsten Tage verschied sie; die Aufregung hatte das letzte Tröpfchen ihres Deles verzehret. Michaels Brust wollte der Schmerz schier zerprengen; selbst der Pfarrer, der schon an so vielen Sterbebettenden gestanden, weinte, als sie sich gegenseitig um Verzeihung baten und der Klausner den Abschiedskuß auf ihre bleiche Stirne drückte. Man begrub sie auf dem Friedhofe; dort sah man ihn oft noch in später Stunde knien und beten. Den Knaben nahm er zu sich; aber auch diesen riß schon im nächsten Frühling der Tod in den Abgrund. Bald nach der Schneeschmelze schmückt sich die Wand unter der Kapelle mit den Dolden der düstigen Kurikul. Er wollte einen Strauß für die todt Mutter holen, glitt aus und ward unten zerschmettert aufgehoben. Das Holzkreuz auf dem Grabe der Beiden ist

längst vermodert, wie ihre Liebe; die Erinnerung an sie verweht wie Rauch.

Gewiß schüttelt Mancher ungläubig den Kopf; denn Einsiedler gehören nur in Ritterromane, und das Mittelalter ist längst dahin. Bewegte Zeiten werfen jedoch Blasen ganz eigenthümlicher Art. Im Jahre 1850, nach den Kriegen in Italien, trug ein Pilger ein schweres Holzkreuz vor den Altar der Muttergottes zu Absam, beichtete und communicirte; dann baute er sich neben einer Kapelle im Gebirge eine Hütte und starb als frommer Bisher selig in Gott. Er habe als Soldat

hinzustellen; sie schob Jodoks Jagdtasche beiseite, aus der Wasser tropfte. Er sprang hinzu. „Darauf hab' ich nicht gedacht. Weil nichts, was fliegt oder springt, zu spüren war, schoß ich mir, was schwimmt, aus dem Zireiner See.“ Er legte zwei prächtige Salblinge auf einen Teller.

„Da sollst Du nicht hingehen,“ sagte die Mutter besorgt; „Du hast doch gehört: es ist droben nicht recht geheuer.“

„Der Drache, welcher die Fische hütet, ist mir auch nicht erschienen; so ist das Andre ebenfalls nur ein Märlein.“



Eingangsthor der alten Befestigung von San Miniato. Von J. Otto Schulze. — Siehe Seite 386.

viel Böses gethan. Das Kreuz habe ich selbst gesehen; darum zweifle ich auch nicht an dem, was ich seinerzeit von Michael erfuhr. —

Wir begleiten unsere Freunde nicht zur Brücke und kosten auch nicht den schmachhaften Festluchen mit den Buderstreifen, den die Mutter Tags zuvor so kunstvoll gebaden.

Jodok streifte nach wie vor fleißig über die Jöcher; Blumen brachte er seltener, dafür jedoch manche schmachhafte Beere, manche schöne Frucht. Erlesene Zweiglein steckte die Mutter wohl hinter ein Heiligenbild, damit man im Winter auch eine Freude habe, wenn man des Sommers gedenke. Dann folgten die Zapfen der Zirbel, ein Säckchen brauner Haselnüsse. Sie gingen in die Bohlenlaube, von der bereits welke Blätter fielen und knackten lachend und scherzend wie zwei Eischäpchen, die auf einem Tannenzweig sitzen. Jodok erzählte ihr allerlei: als er von jenem Kar*) zwischen den Juntern (Vegföhren) herabschaute, da sei der Zoll klein gewesen wie ein Grillenhaus, und er habe Gretel nicht singen gehört, — kaum die Glocken, welche Mittags läuteten. Er deutete mit dem Finger aufwärts: „Siehst Du, wo schon der Schatten in die Klust fällt, ist ein Brunnlein; das Wasser laugt das Gold aus dem Stein; das Benedigermandel**) ist gekommen und hat es in einem Tröglein aufgefangen. Ich hab' lang im Grus gewühlt, aber nichts gefunden. Ja, wenn's mir einmal glückt, dann laß ich Dir einen Hapsel machen mit Elfenbeinstäben und Silberplatten; Du mußt Fäden abwenden, fein wie das Mariengarn, welches dort durch die klare Luft schwimmt. Das gäbe ein weißes Prachtgewand für die Fronleichnam's-Prozession; Du gingest mit den Jungfrauen, — Allen voran! — ich wäre unter den Schützen, und für die General-Decharge thät ich doppelt laden, daß Du mich am Schnall von den Andern herauskennst. Ueberhaupt soll im ganzen Gebirg Gold sein, aber wer glaubt's noch? Der neue Lehrer nennt das eine abgeschmackte Sage, die daher kommt, daß die weißen Köpfe Abends und Morgens besonders hell funkeln.“

Die Bäuerin trat an den Tisch, um das Gchzeug

*) Felsenwildniß mit Steingeröll.

**) Nach der Volkssage ein Zauberer aus Venedig, welcher das Gold der Alpen sammelt.

Gretel blidte ihn fragend an.

„Siehst Du,“ fuhr er fort, „wenn Du am blumigen Ufer rastest, da sitzt auf einmal ein Fräulein im weißen Kleide neben Dir. Sie sagt kein Wort, sondern schaut Dich mit großen Augen, blau wie der See, unverwandt an. Willst Du reden, ist sie dahin wie ein Rebel. Aber wer sie gesehen hat, geht herum halbwach, und jeder Brunnen, jede Quelle, jedes Wächlein erinnert ihn an sie; es zieht ihn immer mächtiger, er greift zum Bergstock; zurückgekommen sei auch Keiner, oder wenn einer, so war er steinalt, daß ihn Niemand mehr kannte. Nur der Pfarrer fand etwas in einer alten Schrift; er machte ihn beichten, und als er ihm bei der Communion die Hostie auf die Zunge legte, zerfiel er zu einem Häuflein Staub, kaum so viel, wie die Asche, welche der Mefner nach dem Hochamt aus dem Weihrauchfaß schüttet.“

Gretel rief erschrocken. „Hast Du sie auch gesehen?“

Die Mutter lachte: „Merkt Du denn nicht, daß alles eitel Neimerei ist?“

„Nun, sehen möcht' ich sie schon!“ meinte Jodok.

„Verfündige Dich nicht an Gott,“ bemerkte jene ernsthaft, „und wenn es sich auch nur um ein Märchen handelt.“

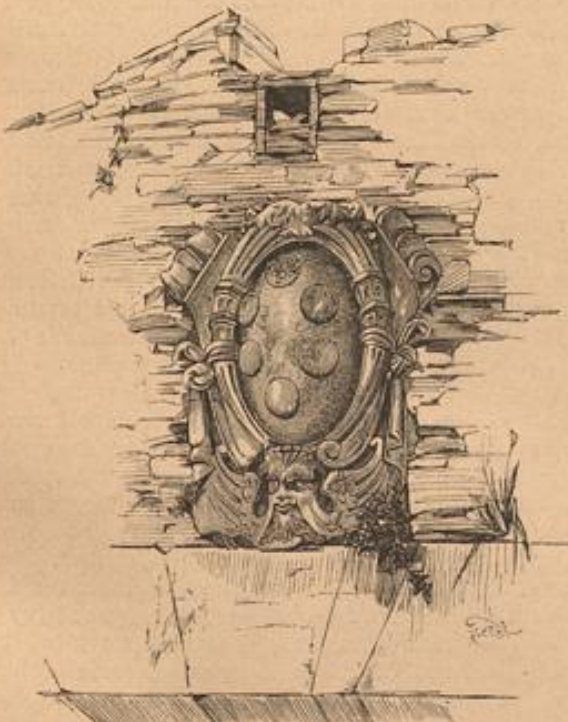
Er wandte sich an Gretel: „Wenn Dich solche Geschichten freuen, lehr' einmal auf der Alm zu Ladoi beim alten Jörg ein; der weiß Dinge, daß er Dir eine ganze Nacht die Ohren aufspreißt. Und erst die Schnadahüpfeln!“ — Er summt leise vor sich hin und trommelte mit den Fingern den Tact auf dem Tische; plötzlich begann er:

„Du flachshaarets Diendl,
Bia hou i di gearu,
I mecht wegen deiner
A Spinnradl wearn.“

Gretel schüttelte bedenklich den Kopf: „Na, Jodok, das Diendl möcht ich nicht sein; wer wird sich die Haare wegspinnen lassen!“

Die Mutter trug die Salblinge in die Küche; bis zum Essen flogen ihre Reden hin und her wie Weber-schiffchen: kindliches und kindisches Geplauder! Der Ernst blidte schon herein; nach und nach sollte er sie immer schwerer anfassen.

Es war am 29. September Abends. Ueber die



Wappen der Miedel über dem Festungsthor von San Miniato. Siehe Seite 386.

Müher froh bereits feuchter Nebel, aus dem sich die riesigen Thürme der Beste Kropfsberg düster und unheimlich hoben; um die Zinnen schwebten die Geister der Baiern und Tiroler, welche sich 1704 für das Erbrecht des Hauses Habsburg todtschlügen. Gretel war heute ernsthaft; sie öffnete von Zeit zu Zeit das Fenster, um mit gespanntem Ohr hinaus zu horchen, bis sich auf der Straße Lärm und Jubelgesang näherte. Es war eine Schar Studentlein, die sich in die Lustigkeit hineinschrie, gerade wie die Rekruten, obschon mancher vom Abschied aus der Heimath rothe Augen mitbrachte; ihnen voraus Jodol, welcher zum ersten Male statt des Loden das kurze Tuchröcklein trug. Die meisten Bursche waren angeheitert; darum ging sie ihm nicht entgegen, sondern erwartete ihn auf dem Hausflur, nachdem er den Kameraden versprochen, sie frühmorgens beim Ederwirth zu wecken und abzuholen. Der Abend, der letzte vor der Abreise nach Innsbruck, gehörte dem Zoll; was konnte in den unendlich langen zehn Monaten, bis er dem Alten stolz lächelnd das Studienzeugniß wies, Alles geschehen! Die Jugend macht jedoch einen leichten Sprung in das ungewisse Reich der Hoffnungen; so erschallte bald am gastlichen Tische, wo heute eine Flasche Terlaner funkelte, Scherz und Heiterkeit. Auch der Vater stimmte dazu, wenn er auch schwer schnaufte und nach jedem Trank hästelte. Vor dem Schlafengehen brachte die Mutter einen Carton mit allerlei Mustern von Fäden, Stoffen und Bändern, die er der Scharmerzenzel überbringen sollte, damit sie durch die Bötin eine Auswahl schide. Die kurzen Wintertage gehörten der Nadel; in der Hemmenstunde kam wohl ein Nachbar oder eine Nachbarin zum Plaudern; nach Einbruch der vollen Dunkelheit schnurrten die Spinnräder am warmen Ofen. Der Vater ermahnte ihn, sie und da zu schreiben, besonders über die Kriegsläufe, denn sonst könnte die Welt untergehen, ehe man es zu Straß nur krachen höre. Der Student versprach es und wandte sich dann zu Gretel. „Auch Du sollst von mir hören, denn ein Student erlebt allerlei Wichtiges; schreib' aber auch, wie es Dir und dem Krummschnabel geht, den ich Dir im Herbst eingethan; ob er immer an den Drähten des Käfigs klettert und Zipp zipp schreit, wenn man ihm einen Tannzapfen hineinsteckt.“

Nach einem tüchtigen Frühstück griff er zu Stab und Ranzen; dieser war schwerer geworden, denn die Zöllnerin hatte für Wurst und Brod geforgt. Während Gretel ein Sträußchen aus Aftern, Kapuzinerkresse und Lavendel an sein Käppchen heftete, reichte ihm der Alte etliche Silberzwanziger, in Papier eingewickelt, damit er das Porto zahle; mit dem, was übrig bleibe, mög' er ihm beim Bierwastel Gesundheit trinken. Jodol drückte das Käppchen auf den Kopf; er und Gretel reichten sich die Hand und wendeten sich dann schnell um, sodas ihm die Eltern ein „Behüt Dich Gott!“ nachrufen mußten.

Die Kameraden machten allerlei Späße über das Sträußchen. Einer oder der Andere hätte es ihm gern geschnipft; er packte jedoch gut auf, und so schritten sie frohlich und wohlgenuth vorwärts, bis ihnen Abends die goldenen Kreuze auf den Knuppeln und Thürmen Innsbrucks entgegenleuchteten. Auf dem Rennplatz trennten sie sich; nur einer begleitete ihn bis zur Thür der Scharmerzenz, die ihn nach einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ in sein Schlafkammerlein führte. Essen könne er mit ihr eine Brennsuppe und dann seine Aufträge austragen. Die ersten Tage rannte er fast wie schneeblind durch die Gassen; die Menge neuer Gegenstände verwirrte ihn, bis ihn die Ordnung der Schule in das Geleise brachte. Wie viel hätte er zu schilbern gehabt! Er schrieb aber nur einen kurzen Brief und legte Kupferstiche und Holzschnitte mit den Abbildungen verschiedener Gebäude und Plätze bei, vor Allem die schwarzen Mauer in der Franziskanerkirche, wie er die Blätter beim Kunsthändler Margerotti unter den Lauben erhandelt hatte. Gretel schrieb nicht; dafür kam hier und da Obst, ein Zeltin (Birnbrod) und so mancher Lederbissen, wie er ihn an Festtagen beim Zoll verzehrt hatte.

Mit der Studi ging es gut vorwärts; er hatte zwar kein Lieblingsfach, spannte aber die Stränge gleichzeitig an, sodas er immer unter die vier, fünf ersten zählte. Die Erfüllung der religiösen Pflichten überwachte die ehrenzüchtige Jungfrau Benzl, wie es damals bei christkatholischen Quartierfrauen der Brauch war, die nicht bloß das Monatsgeld einsacken wollten, sondern auch das Seelenheil der anvertrauten Schäflein pflegten. Was sie ihm von der heiligen Gnade des Priesterstandes vorredete, wirkte freilich nicht; je älter er wurde, desto weiter entfernte er sich von diesem Ziel. Seiner schönen Stimme verdankte er nicht bloß die Kost, er wurde bald zu Concerten beigezogen und verpflichtete manchen Zwanziger in einen alten Strumpf, den die Bauern auch jetzt noch häufig als Schapflästlein benutzen. — Der erste Juli! Er zählt Tag für Tag bis zu den Ferien. Da war im Redoutensaal eine Musikprobe; zufällig warf er einen Blick in den Wandspiegel, der ihm seine Gestalt von oben bis unten zeigte. Wie erschral er! Die Hosen über den Knöcheln, unter

der Weste ein breiter Streifen Hemd, die Arme wie die eines Pavian weit vor gestreckt. Wie würde Gretel schmökeln! So durfte er sich ihr nicht vorstellen, wenn auch die Jenz versprach, den gleichen Stoff anzustücken. Er holte den Strumpf; seufzend über die Eitelkeit der Welt, mußte sie mit ihm zu einem Krämer. Bald hatte er ein dunkelgrünes Röcklein mit Seidenlifgen.

Die Zeugnisse waren vertheilt, das letzte Gaudonius der Schlüsselneipe gesungen; bei einem Schwärzer kaufte er noch eine Bleibüchse feinen Schnupftabak für den Zöllner, der Frau die „allerneueste Himmelsport“, schwarz in Saffian mit Goldschnitt, und für Gretel die Geschichte der vier Haimonskinder und des Kaisers Octavian. Auch die Angehörigen in Kundl vergaß er nicht; weil diese jedoch von unserem Pfade seitab liegen, erwähnen wir nichts weiter. Ein Brief vermeldete seine Ankunft; der Zöllner blieb im Amte, Mutter und Tochter eilten ihm bis Rothholz entgegen. Als er sie dort unter dem Schatten der Linde erblickte, schwang er jauchzend das Käppchen und lief trotz Staub und Hitze. Auch Gretel trug das Sonntagsgewand. Ei der Tausend!

So verging Schuljahr um Schuljahr, Vacanz um Vacanz, ohne die Verhältnisse wesentlich zu ändern. Nur der Spätherbst von 1805 brachte ein Ereigniß, welches tief in die Geschichte Tirols einschneidet. Napoleon überzog Oesterreich mit Krieg. Seine Heersäulen näherten sich dem nördlichen Pässe der Alpen, der Scharnitz, wo ihnen die Schützen das Thal sperren und sie im blutigen Ringen zurückwerfen, bis durch die Kopflosigkeit eines österreichischen Generals die Leutajsch verloren ging. Wie eine schmutzige Fluth wälzten sich die Franzosen herein und häuften Brand auf Raub, Mord auf Schande. Ja, in den Wäldern bei Seefeld wurde noch hin und her geschossen; auch die Innsbrucker Studenten rückten mit den schweren Musketen des Zeughauses aus, — bis Zirl; dort mußten sie umkehren, und Jodol, der so manchen Geier aus den Lüften geholt, erlebte die Freude nicht, einer Blaumeise auf die Federn zu brennen. Alles war verloren, Tirol von Oesterreich ausgegeben und der Landsturm nach Hause geschickt.

Am 2. November rückte hoch zu Ross der gewaltige General Ney über die Innbrücke und fertigte den Bürgermeister Rieß mit einer Ohrfeige ab. Dann wurde erpreßt und gestohlen mit einer Meisterschaft, wie sie nur die Feldherren und Soldaten des großen Kaisers besaßen. Beim Friedensschluß trat Kaiser Franz Tirol an Baiern ab; Alles athmete auf, weil man nun geordnete Zustände erwartete, aber Satan war schlimmer als Beseleb, und die Knechte des aufgeklärten Ministers Montgelas lehrten Alles zu oberst und zu unterst und griffen dem Volke in's Herz. Es lag schwül auf den Bergen, eine unheimliche Gährung kochte in den Tiefen der Thäler. Die Blätter der Geschichte zeugen davon; wir wenden uns wieder zu unserem engen Kreise.

Das Gymnasium wurde in's Bairische übersezt; da war Manches umzulernen, Manches neu; Anderes entfiel, wie die Aloysi-Sonntage und die Mai-Andachten. Es gab Mißverständnisse und Irrthümer genug, trotzdem der neue Vorstand Hubel überall auszugleichen suchte. Die Studenten hatten viel Mühe und Arbeit, Jodol blieb jedoch auf dem geraden Wege und gewann auch jetzt die Zufriedenheit der Lehrer, obschon diese von seinem Ausmarsche wußten. Die Tragweite der Aufhebung der Univerfität konnte er noch nicht berechnen; die Nachricht vom Tode seiner guten Mutter traf ihn zwar schwer, um so mehr aber nahm er sich zusammen, um dem betrübten Vater Freude zu machen. Wie erschral er jedoch, als er zwei Monate später zu Pfingsten einen Brief erhielt: der Vater habe sich der Haushaltung wegen zur Heirath mit der Dirne entschlossen, die ihn sonst verlassen hätte. Das war ein Drache, den selbst ein Daniel nicht bändigen würde, roh, falsch, wenn auch arbeitsam aus Geiz. Die Zusage von zwei garstigen Rangen, welche bald nach einander folgten, machte den Ausblick in die Zukunft nicht erfreulicher; Jodol war jedoch noch in den glücklichen Jahren, wo man nur von und in der Gegenwart lebt. Wie er in die Ferien ging, schwoll um Lippe und Kinn wolliger Flaum. Gretel erröthete zum ersten Male bei seinem Händedruck; als er sie wohlgefällig betrachtete, schlug sie die Augen nieder; sie war indeß zur Jungfrau aufgeblüht. Er stotterte ein „Sie“ heraus, da rief sie spöttend: „Mir scheint, Du bist bei einem Fräulein zu Innsbruck, Du Bruder Lieberlich! Meinft Du, ich hab' es nicht erfahren, wie Du mit so einer aus dem Tacte kams? Anstatt dolce fiore sangst Du fiorino; Alles lachte und klatschte; Du standest mit offenem Maul, bis Dir die Theaterprinzessin mit dem Fächer einen Klaps gab und ihr von vornen anfingst. Siehst Du, das haben mir die Schwalben zugetragen.“

Die Sache war richtig, und daher die Verlegenheit Jodols um so größer; da erbarmte sich die gutmüthige Zöllnerin: „Der Apotheker von Rattenberg, der droben einlauft, hat es uns erzählt; es war eine alte Schachtel, um welche Dich Niemand beneidete; dafür singst Du am Sonntag mit Gretel das Magnificat, und Ihr Zwei werdet Euch wohl nicht irre machen.“

So blieb wieder Alles beim Alten; es hatte sich aber doch Manches entwickelt, was er erst allmählig beobachtete. Die Bauernbursche, welche vor der Kirchthür die Mädeln musterten, tuschelten einander in's Ohr, wenn Gretel kam, ja einer bot ihr sogar einmal eine prachtvolle Nelke, die er vom Gute nahm. Mehr hätte wohl keiner gewagt, denn sie meinten, Gretel sei nicht für einen Bauern; die werde einmal ein Bräuer oder Postwirth hofen, das Höchste, was sie sich vorstellen konnten. Seiner Würde mehr bewußt war sich der Tagtschreiber von Rattenberg; er kam, und man wies ihm nicht die Thür; er ging, man lud ihn nicht ein. Indesß Zeit bringt Rath. Jodol nahm die Sache gleichgiltig, obgleich er ihn zum Teufel wünschte, wenn er sie bei der Arbeit im Garten störte. Dem welterfahrenen Münchener schärfte Eifersucht den Blick, und er sah Dinge, die er vorläufig noch gar nicht sehen konnte. Er beschloß, den wahrscheinlichen Nebenbuhler auszubohren; da er es hinter dem Rücken mit heimtückischem Spotte nicht vermochte, wagte er einmal einen offenen Angriff. Jodol und Gretel saßen Abends vor der Thür; er hatte ein neues schönes Lied von einem gewissen Schiller auf dem Schoße ausgebreitet und sang ihr leise die Arie: „Ach, aus dieses Thales Gründen!“ Da stellte sich der Schreiber bolzengerade vor ihn hin und herrschte: „Was sieht Er nicht auf?“

Jodol schaute spöttisch herum: „Kommt denn die Monstranz?“

Jener trat einen Schritt näher, ihm fast auf die Zehen spitzten: „Weiß Er nicht, das ich der Gerichtsschreiber bin?“

Der Student maß ihn von oben bis unten mit einem verächtlichen Blicke: „Also der Schreiber! Warum sagt Er mir das? Ich kann ihn ja doch nicht zum Actuar machen. Solche Schreiber haben wir zu Innsbruck genug; wenn man was will, giebt man ihnen ein kleines Trinkgeld. Vielleicht brauche ich ihn auch einmal, und da werd' ich ihm schon ein Zwanzgerl in die Hand drücken.“

Da rief die Mutter, welche den Streit gehört hatte: „Herr Suiter, pad' Er zusammen; mit dem Jodol hat Er nicht zu haggeln, sonst giebt's blaue Flecke.“

Die Sache wurde bald bekannt, und weil den schmutzigen Kerl Niemand mochte, blieben Sticheleien nicht aus, sodas er sich endlich nach Passau versetzen ließ.

Jodol eilte nach Kundl. Die Stiefmutter ließ sich die Seidenschürze, welche er für sie mitgebracht, gefallen; als er jedoch lieber in den Wald, als auf das Feld ging, um dort Garben zu schneiden oder Heu zu mähen, machte sie allerlei vieldeutige Anspielungen. Am meisten ärgerte es sie, das er seinen armen Vater hie und da in's Wirthshaus führte, ohne sie einzuladen oder ihr ein Seidel zu bringen. Das Gewitter stand am Himmel, der Ausbruch konnte beim kleinsten Anlaß erfolgen; da kam ein Bergknappe und übergab dem Herrn Jodol Kumpfer einen Brief, worin ihn der Hüttenmeister von Brizlegg ersuchte, seinen Sohn für die Wiederholung einer Prüfung vorzubereiten. Wenn er zustimme, werde der Knappe seinen Koffer aufladen. Er schickte den Mann in's Wirthshaus, wo er ihm zur Labung einen Steinkrug Bier geben ließ, packte schnell, hängte die Büchse über die Achsel und verabchiedete sich von der frohen Stiefmutter mit einem höflichen Knix. Der Vater begleitete ihn eine Strecke; Jodol gab ihm etliche Gulden, die der Alte unter einem Stein verbarg; sie heimzutragen wagte er nicht, hatte ihm doch sein Weib die Silbersechser, welche er angelöthet als Knöpfe trug, von der Weste geschnitten! Das war die Ruthe, welche sich der schwache Greis in seiner Thorheit auf den Rücken gebunden.

Im Mai des nächsten Schuljahres empfing Jodol wieder eine Todesnachricht: der Zöllner war am Zehrfieber gestorben. Was er Tröstliches wußte, bot er in einem wohlgepflegten Brief auf; als er jedoch die Witwe und Gretel, welche Trauerkleider trugen, zum ersten Mal besuchte, weinten alle Drei, als wäre der Vater erst hingegangen. Die Frau setzte den Pacht des Jolles fort; nicht umsonst hieß sie Barbara, denn sie trug Haare auf den Zähnen. Wenn so ein Bäuerlein, um etwas abzuzwicken, mit ihr markten wollte, gab sie ihm eine Lection im Einmaleins, die er gewiß nicht vergaß.

Zu Kundl hielt Jodol sich dieses Mal kaum eine Woche auf; hatte doch die Stiefmutter seinen Koffer durchstöbert, ob kein Geld zum Verfaufen drin sei. Erzürnt sagte er es dem Vater; dieser bat ihn jedoch mit aufgehobenen Händen, zu schweigen, sonst habe er Tag und Nacht die Hölle. Wieder holte ein Knappe sein Gepäck, denn der Hüttenmeister war mit seinen Leistungen im vorigen Jahre sehr zufrieden gewesen. Nachdem die wichtigsten Arbeiten auf den Feldern gethan waren, bestellte er sich den Vater für eine kurze Sommerfrische, um ein Bischen auszuschnaufen, nach Brizlegg und gab ihn bei einer guten alten Bäuerin in die Kost.

Die Ferien neigten sich dem Ende zu; heuer bezog Gretel mit ihm die hohe Schule zu Innsbruck. Es herrschte nämlich in den wohlhabenden Familien auf dem Lande der Brauch, die Töchter im siebzehnten, achtzehnten Jahre in die Landeshauptstadt zu schicken,

damit sie dort für ihren künftigen Beruf den feinen Schliff erhielten. Da gab es einen Vetter, eine Base, welche das Mädchen unter die Fittiche nahmen, oder alte Jungfrauen und Witwen, die eine kleine Zubuße zur Jahreseinnahme bedurften, Geschäfte für die Freunde auf dem Lande besorgten und unter Aufsicht des Clerus ihre Kinder in die strenge Hauszucht nahmen, stets bedacht, den guten Ruf und dadurch die Rente zu wahren. Gewöhnlich hatten diese Damen eine lange Nase, ein spitzes Kinn mit einer oder der anderen grauen Vorste. Frau Barbel handelte schon vor Jahren, um nichts zu verkümmern, die Sache mit der Zenzel aus; kreuzerweife, wie's üblich und auch die Freundschaft nicht störte. Ein Theil der Kosten wurde in Lebensmitteln abgetragen. Frau Barbel und Gretel, die mit pochendem Herzen von den Blumenstöcken Abschied nahm, tauchten unter die Blache (Leinwanddecke) des Boten, welche mit Haselkreisen ausgespannt war, denn die Stellwagen waren noch nicht erfunden; das Studentl, freilich bereits ein gewaltiger Laggel (Wengel) vor dem Herrn, trottete nebenbei, erklärte und zeigte rechts und links von der Straße alle Merkwürdigkeiten.

Die Gesellschaft traf Abends um neun Uhr zu Innsbruck ein; am nächsten Morgen hatte jedes für sich zu thun. Zenzel führte Barbel, Gretel und ein Fräulein aus Zinst, mit dem sie nun zusammen das Zimmer theilte, erst in den Pfarrwidum, wo sie kochen lernen sollte, dann zur Schneiderin, zur Weisnäherin, zur Stickerin, zur Hutmacherin; auch ein bißchen wälshen war nöthig, jedoch Jodol nicht so viele Professoren hatte, wie Gretel Lehrerrinnen. Nachmittags wurde in den Läden eingekauft. Am zweiten Tage in der Frühe tauchte Frau Barbel wieder unter die Blache, obwohl sie eine verlässliche Magd gedingt hatte. Gretel und Jodol sahen sich höchstens Abends auf einen Sprung; sie hatten so viel zu thun! Sonntags gingen sie zu selbst vieren, die beiden Mädchen voran, dann er und die Zenzel rechts in der Stadt herum bis Wiltan, Hötting und Mariahilf, dann in den Rosenkranz; während den vierzigstägigen Fasten beteten sie wohl auch den Kreuzweg bei den Franziskanern. Als endlich der Lenz über den Patscherkofel schaute, wurden kleine Ausflüge zur Maibutter, dann auf das Mittelgebirge gewagt. Jodol verzog den bleieingefassten Stock und den Schlagring nie, denn man hörte hier und da von den Kaufereien mit den Blauen, die sich übermüthig vordrängten; freilich konnten sie gegen die tactfesten Bauern nicht aufkommen, die wohl auch mit den schwer genagelten Holzschuhen dreinschlügen, was jene um so mehr erbitterte.

Am 15. Mai übergab der Amtsdienner ein gefiegeltes Schreiben; Jodol mußte den Empfang im Protokoll bestätigen. Doch wohl keine Rekrutierung? Er war ja Student! — Der Gemeindevorsteher schickte ihm die Abschrift des Testaments seines Vaters, der bald nach Ostern verschieden war; es sei rechtsgiltig, wenn er nicht binnen vier Wochen Einsprache thue. Die Stiefmutter hatte ihm die Krankheit verhehlt, um Hab und Gut für sich zu erschleichen. Ihm wurde nur hinten eine Kammer vorbehalten; die Kost möge er entweder durch Arbeit verdienen oder zahlen; den Antheil, welchen es auf ihn trafe, habe er ja verdient. Den Eindruck des Schmerzes schwächte der Zorn und die Erkenntniß, daß hier der Tod ein Erbsöser gewesen sei. Die Frist ließ er ungenüßt verstreichen; so wie so wollte er das Testament des Vaters ehren.

Die Garnison zu Innsbruck war unter dem schneidigen Oberst Disfurt um eine Schwadron Chevaulegers verstärkt; wenn der Soldat auch das Völl verachtete, wollte man sich doch vom Sturm nicht überraschen lassen, den manches stumme Zeichen anzudeuten schien. Nur eine Schwadron, — wie lachten die Bauern! Die hübschen, schlanken Offiziere, welche so stink vor den Fenstern courbettierten und so artig salutierten, suchten die Herzen der Mädchen für sich und den König zu erobern und waren sehr von den nichts weniger als zierlichen Körben, die ihnen zuslogten, überrascht. Die Tirolerinnen und die Tiroler, — ein eigenes Völl!

Am 30. Juli 1808 hatte Jodol das Gymnasium absolviert. Nun stand er freilich vor einer versperrten Thür, — wo ein und wo aus? Die Universität Innsbruck war aufgehoben, ob er sich zu Landsknecht durchschlagen würde, sehr fraglich. Indes hatte er noch zwei Monate Zeit zum Nachdenken; Gretels Lehrjahr schloß erst mit dem letzten September; bis dahin konnte er ja singen.

Auch sie war der Aufmerksamkeit eines Offiziers nicht entgangen, wies jedoch die Huldigungen, welche jedes Mädchen so gern annimmt, wenn ihr der gefällt, welcher sie darbringt, schnippisch ab und reizte ihn um so mehr. Er hatte gut an der Straßenecke passen; sie verlegte entweder die Stunde oder ließ sich von Zenzel abholen; vor der wäre aber auch der tapferste Landsknecht ausgekniffen, wie Hans Sachs so anmüthig schildert. Einmal schickte der Offizier einen prachtvollen Strauß; die Alte fing den Burschen vor der Thür ab; er möge ihn auf den Altar des heiligen Aloys bei den Jesuiten stiften, denn dieser sei der Patron der Keuschheit!

Diantre! Ein tapferer Lieutenant erobert eine Stadt Warum nicht, wenn er aushält, ein Mädchenherz?

Durch eine Hausmagd hatte er erfahren, daß am Michaelitag die ganze Gesellschaft, auch der verfluchte Kerl Jodol, austreiben werde, um dem alten Wein in Altrans die letzte Ehre zu erweisen. Schlag Zwei öffnete sich die Hausthür. Zenzel voran. Sie trug die braune Pelzkappe, mit dem grünen Schild auf dem Scheitel, wie ich diese Tracht der Bürgersfrauen noch vor fünfzig Jahren, wenn auch bereits selten, beobachtete: ehrsame Himmelsgrenadiere, stets kampfbereit wider den Teufel und die böse Welt! Besonders schön war die Seidenschürze, die aus dem Violet in Gold schillerte. Dann Gretel, dann die Luise aus Zinst, dann Jodol mit dem knotigen Tremmel (Knüttel) und dem wichtigen Schlagring aus dem Hufeisen einer Hexe, welche der Teufel über Joch in die Hölle geritten hatte.

In der Wirthsstube qualmte Rauch, wie beim Wetter um Simai; an der langen Tafel saßen Ellbogen an Ellbogen die Bauern; hinten in die Ecke, unter dem Kreuz, hatte sich ein einsamer Mann gestreckt, den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, daß man kaum die Züge ausnehmen konnte. Vorspringende Augentrocken, eine gebogene Nase, die Unterlippe eingezogen, — dieses Adlergesicht konnte Niemand vergessen, der es einmal gesehen. Mit einem Rädchen Papier beschäftigt, hatte er unterlassen, den Wein einzuschneiden, der auf einem Zinnteller vor ihm stand. Unsere Bier nahmen in der Fensternische Platz, öffneten aber gleich die Flügel für die frische Luft. Kaum eine Viertelstunde später tänzelte der Lieutenant herein; die Bauern stießen sich an und begannen alsogleich das Truchlied:

Die Boarn und Jaken,
Die sein von o'an Stamm,
Roa Ja und loa Na nit,
Kur wai (oui) bringen's Jam.

Der Offizier richtete sich hoch auf: „Ihr wollt mich necken?“

Höhnisches Gelächter antwortete. Da donnerte es aber aus der Ecke: „Nuh', noch ist nit Zeit!“

Plötzlich Schweigen, als flöge ein Engel durch das Zimmer.

Der Lieutenant kehrte sich um; er begegnete dem durchdringenden Blicke des Bauern im Winkel und mußte unwillkürlich das Auge senken. Nun trat er an den Tisch, wo unsere Bier zechten. Niemand grüßte ihn, Niemand beachtete ihn; Jodol that wie Eulenspiegel, welcher dem Papst den Rücken kehrte, als er von ihm eine Audienz erlangen wollte, und legte sich mit gekreuzten Armen breit auf den Tisch.

Jener wandte sich an Zenzel: „Es scheint, man weiß nicht, daß ich ein Soldat des großen Kaisers bin!“

Sie schaute ihn giftig an, zog den Mund zusammen, daß sich Kinn und Nase fast berührten, und murmelte: „Des großen Kaisers, ja! Der Rabuchodnoser war noch größer, ein Riese, wie's in der heiligen Schrift heißt, und mußte doch Gras fressen, wie ein Ochs.“ Drauf that sie einen Schluck, daß man den Boden des Glases sah; Jodol warf sich in die Lehne des Stuhles zurück, die Mädchen lüchelten.

Der Zurückgewiesene brauchte einen Blitzableiter und packte den Studenten bei der Schulter. „Platz, Du Bauernlümml!“

Der schielte bei Seite, drehte den Knopf des Schlagringes zurecht und antwortete: „Ich meine, der Sohn eines Rindlerbauern ist gerade so viel werth, als der des Schweinmehgers von Rudorf, wenn er auch in der Montur steckt.“

Er hatte das von einem Kufsteiner erfahren. Der Hieb sah so gut, daß der hochmüthige Offizier erblaßte, dann aber wüthend nach dem Säbel griff. Ehe er ziehen konnte, traf ihn der Schlagring so heftig auf das Gelenk, daß er mit einem Schmerzensschrei zurückfuhr. Dann schob ihn Jodol sachte zur Thür hinaus und lehrte ruhig auf seinen Platz zurück.

Der Wirth eilte jenem nach, — der Offizier stand noch verblüfft da, — und sagte, die Mühe in der Hand: „Herr, Sie sind mein Gast; ich kann nicht dulden, daß Ihnen was geschieht, und werde Sie auf einem Feldweg bis zur Straße nach Anras begleiten; schnell, sonst trage ich keine Verantwortung.“

Er ging voraus, und der Baiier folgte, finster grollend.

(Schluß in nächster Nummer.)

Rachdruck verboten.

Emerich Robert.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 377.

Es ist viel, und ich glaube, jedenfalls in übertriebener Weise, von dem Deutschenhaff der Magyaren gesprochen und geschrieben worden. Sollte aber dieser Haß wirklich bestehen oder bestanden haben, so hat er doch nicht verhindert, daß eine ganz stattliche Reihe von deutschen Poeten, Schriftstellern, Schauspielern, also so recht eigentlich

von deutschen Sprachkünstlern, aus ungarischem Boden emporgewachsen ist. Das ist immerhin eine bemerkenswerthe Erscheinung. Der Deutsche selbst findet sich trotz der Fähigkeit, sich anzuschmiegen, und trotz des unleugbaren Anpassungsvermögens, das er im Auslande befinder, nicht so leicht hinein in die feinsten Mysterien einer fremden Sprachkunst, und Phänomene, wie der trotz seiner deutschen Herkunft durch und durch französische Comique Albert Wolff, gehören zu den sehr seltenen Ausnahmen. Die überlegene deutsche Cultur taugt eben besser dazu, geistige Eroberungen zu machen, als sich selbst erobern zu lassen, und schließlich ist auch die deutsche Nation groß genug, um allen Talenten freien Spielraum zur Entfaltung auf heimischem Boden bieten zu können. Das aber läßt sich beispielsweise von der magyarischen Nation noch lange nicht behaupten.

Adolf Sonnenthal, Siegwart Friedmann, Ludwig Barnay, Emerich Robert, das wären so einige hervorragende deutsche Schauspieler von ungarischer Abstammung, und ihnen schließt sich eine unabsehbare Schar von Göttern geringeren Ranges an. Hier haben wir es heute mit Emerich Robert zu thun, dessen Bildniß die Stirnseite dieser Blätter zielt. Zielt, — wir sollten es eigentlich nicht sagen, es klingt fast selbst gezielt, wo von dem Bildnisse eines Mannes die Rede ist. Aber bei einem Schauspieler ist es einmal so; da spielt auch die äußere Erscheinung eine wichtige Rolle, und der erste Eindruck, den man empfängt, wenn Robert auftritt, zwingt zu dem Bekenntnisse: er ist ein schöner Mann. Man ist im Allgemeinen nicht geneigt, für „schöne Männer“ zu schwärmen, aber es kommt doch sehr auf die Art der Schönheit an, und dann gehört die Erscheinung einmal mit zu den Talenten eines Schauspielers.

Robert gehört zu den Sonntagfindern der Bühne. Ihm ist bisher in Kunst und Leben Alles geglückt, und so fährt er ein harmonisch ausgeglichenes Dasein, geachtet als tüchtiger Künstler und als Mensch von der Gesellschaft geradezu verhäthelt. Kein Wunder, daß auf den Mann, der in künstlerischer würdiger, oft in hinreißender Weise die edelsten Ideale gestalten deutscher Dichtkunst verkörpert, ein Schimmer jenes Glanzes übergeht, der jene Gestalten verklärt, und daß auch ihm persönlich ein Partikelschen jener Begeisterung zu Gute kommt, die sie erweckt haben.

Geboren wurde Emerich Robert am 21. Mai 1847 zu Budapest als der Sohn sehr wohlhabender Eltern. Seine Schulbildung erhielt er in Wien; doch kaum hatte er daselbst das Gymnasium absolviert, als er auch schon, — es war im Jahre 1865, — zum Theater ging. Die Anregung, sich der Bühne zu widmen, kam ihm seltsamer Weise aus dem Kreise seiner Lehrer zu. Wie auf jedem Gymnasium, widmeten auch dort die heranwachsenden Jünglinge dem „erhabenen, weiterleuchtenden Schüler“ einen feurigen Kultus, und wenn der junge Robert in idealer Begeisterung in der Klasse Schiller zu declamiren begann, wozu ihm oft Gelegenheit geboten wurde, da lauschten, in inniger Hingebung und fortgerissen von dem Schwunge des Jünglings, Lehrer und Schüler, und Allen schien es eine selbstverständliche Sache: Robert müsse zum Theater.

Sein erster und einziger dramatischer Lehrer war Josef Lewinsky, der berühmte Sprecher des Burgtheaters. Wie Robert in Allem Glück hatte, so auch darin, daß dieser Meister sich dazu verstand, ihn heranzubilden. Nur in einem Punkte wollte es anfänglich nicht glücken. Robert's Eltern wollten durchaus nicht ihre Einwilligung dazu geben, daß ihr Sohn sich der Bühne widme. Er that es doch und gegen ihren ausdrücklichen Willen, und er hatte das um so weniger zu bereuen, als seine Bühnenlaufbahn sich gleich zu Anfang sehr glänzend gestaltete, und als sich seine Eltern wieder vollständig mit ihm ausöhnten, nachdem er nach kaum zweijähriger schauspielerischer Thätigkeit schon auf ein lebenslangliches Engagement am königlichen Schauspielhause zu Berlin hinzuweisen in der Lage war.

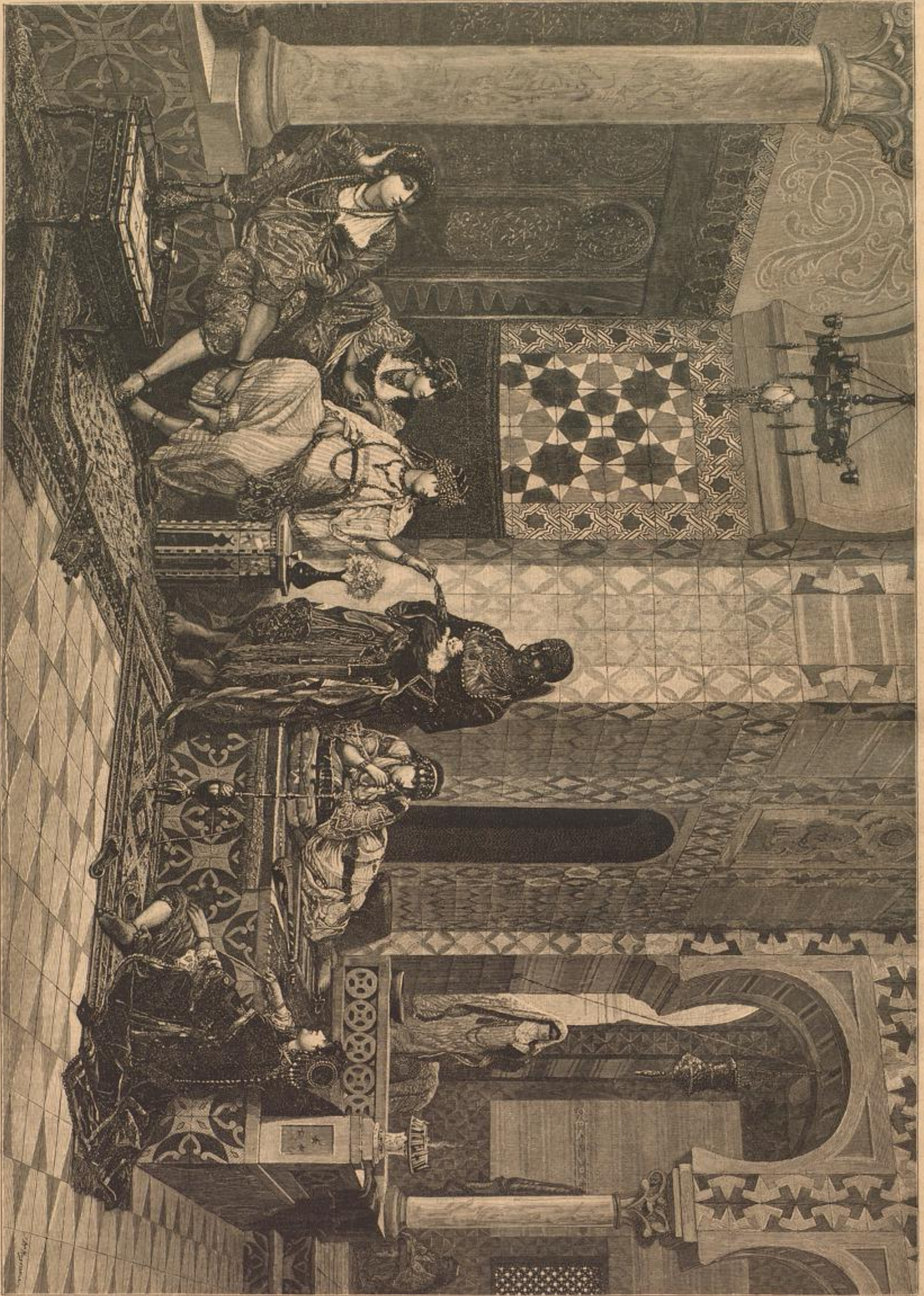
Die künstlerische Zigeunerwirthschaft an den kleinen Theatern hat Robert niemals Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen. Sein erstes Engagement führte ihn nach Zürich, wo er mit Erfolg jugendliche Liebhaberrollen spielte. Das war im Jahre 1865. Ein Jahr später hatte er schon ein festes Engagement am Stuttgarter Hoftheater, und 1867 gastirte er zum ersten Male am königlichen Schauspielhause in Berlin; seine Antrittsrollen waren Romeo und Franz in „Oth von Verlichingen“. Robert's edle, durch jugendliches Feuer durchglähete Leistungen hatten einen außerordentlichen Erfolg, und nachdem er sich noch durch einige andere Rollen in der Gunst des Publicums befestigt, wurde er vom 1. Januar 1868 an auf Lebenszeit an diese Bühne gebunden.

Als aber wenige Jahre später Laube das Wiener Stadttheater gründete, da war es mit eine der ersten Sorgen des erfahrenen Theater-Practikers, sich einer jugendlichen Kraft, wie die Robert's, zu versichern. Auf Robert hinwiederum übte der Name Laube's eine magische Anziehungskraft aus, und er bot Alles auf, um dem Rufe dieses Mannes folgen zu können; aber die Berliner Hoftheater-Verwaltung war durchaus nicht Willens, ihn freizugeben. Es gab langwierige Verhandlungen und schwere Kämpfe, in welchen schließlich Laube's eiserne Hartnäckigkeit siegte. Robert, der schon der erklärte Liebling des Berliner Publicums geworden war, wurde unter der Bedingung freigegeben, daß er sich verpflichtete, eine Reihe von Jahren regelmäßig am Berliner Schauspielhause zu gastiren.

In Wiener Stadttheater debütierte er in glänzender Weise als Demetrius, und er ward sodann in Wien bald eben so beliebt, wie er es in Berlin gewesen, sodaß er in kurzer Zeit abseitig als ein würdiger Candidat für die deutsche Wusterbühne, das Burgtheater, betrachtet wurde; und als er im Jahre 1878 wirklich an's Burgtheater kam, dessen lebenslanglich mit Decret angestelltes Mitglied er nun ist, da erschien das aller Welt als eine ganz selbstverständliche Sache, als etwas, was eigentlich so hatte kommen müssen. Robert verfügt über ein reiches Repertoire; er spielt an der Burg und an sonstigen großen Bühnen, wo er zu gastiren pflegt, den Marc Anton, Mortimer, Fiesco, Camont, Tasso, Coriolan, den Prinzen von Homburg, Karl Moor, Leontes im Wintermärchen, Esfer, Marquis Posja, den Wilbrand'schen Grafen Hammerstein, der jedoch seiner Tendenz wegen am Burgtheater nicht gegeben wird; sodann abwechselnd mit Sonnenthal Uriel Acosta, Hamlet, Narcis u. s. w.

Robert hat auch mehrmals mit den Reiningern gespielt und ist Ehrenmitglied des Reiningers Hoftheaters. Er hat mehrere Orden und — ist noch nicht vermählt.

Baldwin Groller.



Im Harem. Von Jean W. Gussman. — Siehe Seite 387.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beleg.

ENTW. PROF. C. GAFF

Filigran. (Schluß.) — Das Vollendetste in Filigran-Arbeit hat das griechische und etruskische Alterthum hervorgebracht. Dem feinen Stilgeföhle der Alten ist es, in Verbindung mit der hoch entwickelten Technik, gelungen, Kunstwerke zu schaffen, die auch heute noch als die köstlichsten Muster gelten können. Hier ist es durchaus die Drahtarbeit auf Metall-Unterlage, die zur Anwendung kommt, unter reichlicher Benutzung der feinen Metall-Förnchen, womit nicht blos der Fonds, sondern auch hängende Perlen, Kugeln, Spitzen und andere Stieder besät sind.

Wie manche andere Kunst, ging auch das Filigran, welches durch die römische Weltherrschaft überall hin verbreitet war, in den Zeiten der Völkerwanderung zu Grunde. Hier und da findet sich in einem Grab-



Schwarzwälder Kuckucks-Uhr
mit Holz-Gehäuse und metallenen Zifferblatt.
Nach dem Entwurf der Filiale der Großherzoglichen Landes-Gewerbehalle, unter Leitung des Architekten A. Schweißer, in Surtwangen (Baden) ausgeführt von Gordian Herrlich dafelbst. Ca. ein Drittel natürlicher Größe.

fund eine Spur davon, daß die Kunst an einzelnen Orten weiter vegetirt haben mag; aber als dann von Osten her, von Byzanz, im zehnten Jahrhundert neue Anregung kam, da gelangten mit der Edelschmiedekunst vor Allem das Email und das Filigran zu neuen Ehren, allerdings in anderem Sinne. Hatte sich das Alterthum ausschließlich auf das Gold-Filigran des Schmuckes beschränkt, so zog die mittelalterliche Kunst, festwurzelnd im Boden der Kirche, diese Technik, und zwar meist in unedlem Metall, vorwiegend zum Schmucke der heiligen Geräthe heran.

Seit Ende des zwölften Jahrhunderts stand die Filigran-Arbeit am Rhein, in Köln, Siegburg, Trier, in höchster Blüthe. Die Ueberführung heiliger Reliquien während der Kreuzzüge nach dem Abendlande veranlaßte die Herstellung großer Reliquien-Behälter, welche über und über mit kostbarer Email und Filigran bedeckt waren. Der Sarg der heiligen drei Könige zu Köln, derjenige Karls des Großen zu Aachen und die Lade mit den vier großen Heiligthümern ebendafelbst sind die berühmtesten Beispiele dieser Art. Desgleichen werden Kreuze und Einbände der Bücher zu kirchlichem Gebrauche mit Filigran-Arbeit und Edelsteinen geschmückt; vielfach wird diese Technik als Umrahmung von Elfenbeinplatten, welche in die Buchdeckel eingelassen wurden, benutzt.



Servirtisch

in Eichenholz. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Otto Weinhold jun. in Silberbau. Höhe 1 Meter 55 Cent., Breite 1 Meter 5 Cent., Tiefe 52 Cent.

Das Material ist in den Zeiten des Mittelalters durchweg ein starker, vergoldeter Kupferdraht; auch die Kugeln sind größer, als im Alterthume. Das romanische Ornament mit seinen spiralen Vogenwindungen eignet sich vorzüglich für die Filigran-Technik; einen besonderen Reiz verliehen die Künstler diesen Arbeiten noch dadurch, daß das Filigran-Geslecht in leichter Wölbung über der Platte gehoben wird, fast à jour erscheint. Sicherlich fand auch das Gold- und Silber-Filigran im Mittelalter vielfach Verwendung, namentlich in gothischer Zeit zu Frauenschmuck; leider ist uns davon wenig im Original erhalten, doch geben uns die Gemälde jener Zeit mannigfachen Aufschluß.

Wohin die Kirche siegreich vordrang, dahin brachte sie mit der Heilslehre auch Gesittung und Kunstfertigkeit, und bis in den hohen Norden und fernen Osten kam so die Filigran-Technik und berührte dort ihre uralte Heimath, den Orient, wo diese Fertigkeit nie erloschen ist. Und als dann den glänzenden Zeiten der Renaissance und den folgenden Perioden die einfache, an-



Anhänger,

nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Schade in Berlin. Silbergebißt, mit weißer Vergoldung. Mit einem Email-Einlaß.

spruchslose Technik nicht mehr zusagte, als Edelstein und Perlen in gold-emaillirter Fassung der Schmuck der Vornehmen und Reichen wurden, als auch die kirchliche Kunst prunkvollere Formen und kunstvolleren Schmuck verlangte, da wandte sich das Filigran wiederum dem Schmuck zu, wie ihn das Volk trug; an die Stelle der Golddrähte traten Silberfäden, vergoldet oder in Naturfarbe; die Metall-Unterlage fiel weg, und die zierliche Arbeit erschien nunmehr als ein Geslecht.

In den süddeutschen Kunststädten, namentlich in Nürnberg, fertigte man aus Silber-Filigran allerlei Geräthe, für welche die Technik wenig oder gar nicht passend war: Kästchen und Schüsseln, letztere oft von großen Dimensionen, Spielzeug, Bilderrahmen, Bucheinbände etc. Zu practischem Gebrauche waren die meisten dieser Gegenstände nicht geeignet; es war Luxuswaare und Spielerei. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein erhielt sich an einzelnen Stellen diese Technik in derartigen Dingen, namentlich in Oberitalien, wo man mit Vorliebe Schiffe, Vasen etc. darin fertigte; im vergangenen Jahre war auf der großen Silber-Ausstellung zu Budapest sogar eine Vase Napoleons I. aus Silber-Filigran ausgestellt.

Aber immer geringer wurde die Freude am Filigran-Schmuck. Mit wachsendem Wohlstande verlangte auch die Bürgerfrau andere Zier, vor Allem Edelsteine. Aus den Städten zog sich die Filigran-Kunst auf das Land zurück, in die Gebirge, wo das Volk, am Allgewohnten und Bewährten hangend, sich noch nach der Weise der Altvordern schmückt. Hier hat sich die Technik Jahrhunderte lang erhalten, gepflegt von kleinen Goldschmieden oder als Haus-Industrie bis in unsere Tage, wo sie gleichsam



Kinderbettstelle,

nach eigenem Entwurf ausgeführt von C. Hoffmeister und Grassler, Hoflieferanten in Koburg. Tischbaumholz Länge 90 Cent., Breite 54 Cent.

wieder entdeckt wurde. Nur an einer Stelle in Europa benutzt man Filigran noch zum Schmuck kirchlicher Geräthe, in Siebenbürgen, wo der Fuß von Kelchen mit einem feinen Gespinnst von Filigran, oft noch durch Email gehoben, geschmückt wird.

Im Orient, woher die Technik des Filigrans ohne Zweifel stammt, ist ihre Uebung nie erloschen; zu allen Zeiten, aus denen wir Kunstwerke des Orients besitzen, finden wir die Kunst dort in Blüthe, bis in unsere Tage hinein. Schon in den Uebergangsländern zum Orient, in den christlich-türkischen Provinzen der Balkan-Halbinsel begegnet man der Technik als Schmuck der Waffen. Ebenso in asiatischen Ländern, wo auch anderes Geräth damit geziert oder daraus gefertigt wird, z. B. die Unterjag-Schälchen der Kaffeetassen, Kaffeebretter etc. Persischer und indischer Schmuck zeigt Filigran, namentlich als Fassung von allerlei Steinen und Schmitzereien; auch die altruffische Goldschmiedekunst bedient sich derselben. Vollendete Meister sind die Chinesen, welche aus ganz feinen Silberdrähten ihren Schmuck herzustellen pflegen. So zieht sich eine uralte Technik durch Jahrtausende hindurch über die alte Welt, hier in hoher Blüthe, dort erloschen oder zu neuem Leben erstehend.

Erloschen und vergessen war die Technik in der Kunst Europa's, als ein Mann, dessen Verdienste um Hebung des modernen Kunstgewerbes seiner Heimath größere Würdigung verdienten, als ihnen bisher zu Theil geworden, sie wieder aufnahm: Alessandro Castellani in Rom. Seinen Plan, die köstlichen Schmucksachen der Etrusker, wie sie der Boden seines Vaterlandes spendete, nachzuahmen, der modernen Welt wieder zugänglich zu machen, verwirklichte er dadurch, daß er bäuerliche Goldarbeiter aus einem abgelegenen Dorfe des Apennin nach Rom zog und sie hier Schritt für Schritt zu besseren, wirklich künstlerischen Arbeiten heranzubildete. Bald zeigte der Erfolg, was auf diesem höchst verständigen Wege zu erreichen sei: die Arbeiten gehören zu dem Vollendetsten ihrer Art. In neuester Zeit haben Tiffany in Newyork altpersischen, Fabergé in Petersburg altgriechischen Goldschmuck in gleicher Weise nachgebildet. Was diese Meister in Nachahmung klassisch-antiker Schmuckarbeiten geleistet, das haben Christensen in Kopenhagen und Telge in Berlin für altnordisches Filigran, Andersen in Christiania für norwegischen Bauernschmuck gethan. Auch in Deutschland hat die lebhafteste Nachfrage nach altem Bauernschmuck an einigen Stellen fabrikmäßige Herstellung hervorgebracht und Treffliches zu Tage gefördert. Man ist sich bisher dabei stets der Grenzen der Technik bewußt gewesen und wird es hoffentlich bleiben. Die feine Technik eignet sich eben nur für feine und zielliche Gegenstände, namentlich also für Schmuck. A. Pabst.

Kahdruck verboten.

San Miniato bei Florenz.

Von Hans Hoffmann.

Siehe die Abbildungen von F. Otto Schulze, Seite 380 u. 381.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskervolk
Mit wahren Zug die blühende Stadt genannt . . .

singt Platen; und wer hätte nicht den gleichen Gedanken gehabt, da er die schöne Arnostadt zum ersten Male im Frühlingsglanz oder im Strahle der segnenden Herbstsonne erblickte? Und doch ist auch diese blühende Stadt heute nur noch ein Schatten ihrer selbst und ihrer größeren Vergangenheit. Vierhundert Jahre etwa von heute müssen wir uns zurückdenken, um Florenz in seiner wahren Blüthe zu finden, da aber auch in einer Blüthe, die ihresgleichen auf dem Erdenrund nicht hatte. Damals, — 1485 also, — stand Lorenzo der Prachtvolle auf dem Gipfel seiner Macht, er, der gewaltige Herrscher über freie Bürger, der große Freund und Schützer der Kunst und jeglichen geistigen Strebens; damals stand Lionardo da Vinci in der Fülle frischen Mannesalters, Michelangelo war ein still heranziehender Knabe, Rafael eben geboren; die ältere Generation bahnbrechender Meister aber, die Brunelleschi, Ghiberti, Masaccio, Donatello, Ghirlandajo, Signorelli, Fra Bartolommeo, waren theils noch im feurigen, wahrhaft verschwenderischen Schaffen begriffen, theils hatten sie eben erst den Pinsel oder Meißel weggelegt und im Tode die Summe ihres wunderreichen Wirkens gezogen. Welch ein Reichthum vergangener und zukünftiger Herrlichkeit so eng an einander grenzend!

Nicht aber die bildenden Künste allein, — deren Bedeutung und Einfluß zu jener Zeit freilich unvergleichlich viel tiefer und breiter war, als heutzutage, — feierten hier ihre Triumphe, sondern jeglicher Zweig moderner Bildung trieb seine ersten und schönsten Wurzeln in Florenz, und selbst auf politischem Gebiete spielte der Staat der Mediceer eine Rolle, die ihn unendlich weit über den Rahmen einer einzelnen Stadt hinaus hob und den Weltmächten der Zeit als mitentscheidende Größe an die Seite stellte. Und wie damals Italien unbestritten das weitest gebildete Land Europa's und für Frankreich, Deutschland, England ungefähr das war, was diese jetzt für Rußland und das andere Halbinseln sind, so konnte Florenz, als die erste Stadt Italiens, mit vollster und allgemein anerkannter Wahrheit von sich rühmen lassen, daß es „an der Spitze der Civilisation marschiere“. Florenz war für das fünfzehnte und einen Theil des sechzehnten Jahrhunderts noch mehr, als Paris für das siebzehnte und achtzehnte.

Aber die höchste Blüthe grenzte auch hier, wie einst in Athen, ganz nahe an den Verfall. Demselben Geschlechte der Medici, mit dessen Macht die Größe der Stadt untrennbar verknüpft ist, verdankt sie ihren Niedergang und vorab den Verlust ihrer Freiheit. Durch die drei folgenden Jahrhunderte war sie nichts mehr, als eine behäbige, auf ihren Vorbeern ruhende Mittelstadt neben andern ihresgleichen, das Haupt eines gut regierten, ruhigen, thaten- und ruhmlosen Kleinstaates, nur in Züchten ein wenig mit seinen Erinnerungen und Trophäen renommirend.

In unseren Zeiten erst sollte Florenz noch einmal einen kurzen Traum neuer Herrlichkeit erleben. Es erhielt den stolzen Namen der Hauptstadt des geeinigten Königreiches Italien, — auch das noch ein nachwirkendes Verdienst der großen Ahnen, denn die Stadt der lebenden Generation konnte sich weder mit Mailand noch mit Turin, noch mit Neapel oder Palermo messen. Und kurz war auch dieser Traum; der ältere Ruhm der ewigen Roma wog noch schwerer; der deutsche Sieg von Sedan ward eine Niederlage für die junge Königsstadt am Arno.

Doch immerhin hat sie die flüchtige Zeit ihres neuen Glanzes gut benutzt, sich ihres hohen Rufes würdig mit königlicher Pracht zu schmücken, — zum großen Schaden freilich der städtischen Finanzen, aber zur Ehre und hoffentlich zuletzt

auch zum dauernden Vortheil künftiger Bürgergeschlechter, zur bewundernden Freude gegenwärtiger Besucher. Eine Fülle neuer Prachtbauten und glänzend angelegter Straßen giebt Zeugniß von solchem opferfreudigen Streben, nicht am wenigsten aber jener nun längst weltberühmten Viale dei Colli, die großartige Kunststraße, welche sich am Abhange der reizenden Hügel um den südlichen Theil der Stadt in pompösen Windungen herumschlingt und so eine ununterbrochene Kette wechselnder Aussichten bietet, wie sie kaum eine andere Stadt in gleicher Fülle und Schönheit so dicht vor ihren Mauern zu gewähren vermag. Auf dem bequemsten Spaziergange kann hier der Florentiner alle Herrlichkeit seiner Heimath in Einem stolzen Blick umfassen, die sonnensimmernde Stadt mit den zahllosen Kuppeln, Thürmen, Kirchen, Palästen, davon jedes einzelne ein Kunstwerk von altem Ruhm und glänzender Erinnerung reich, die unendlich gesegnete grüne Ebene des Arno, die Hügel dahinter, deren der laibste von Wein und Del trieft, und endlich als letzte, wundervolle Begrenzung des strahlenden Bildes die leuchtende Kette der prächtig geschwungenen Apenninen selber.

Ihren Glanzpunkt erreicht die so überaus glücklich angelegte Promenaden-Strasse kurz vor ihrem östlichen Ende in dem Plazaale Michelangelo, einem weiten, am Bergeshang in Terrassen vorspringenden Platz, in dessen Mitte sich ein Denkmal zu Ehren des gewaltigen Meisters erhebt, bestehend aus Bronze-Copien einiger seiner plastischen Hauptwerke in eigenthümlicher Zusammenstellung. Auf mächtigem Unterbau steht die Riesengestalt des jugendlichen David, jene mit unvergleichlicher Technik gearbeitete Kolossalfigur eines Knaben, deren marmornes Original der noch jugendliche Künstler einst aus dem ihm geschnitten, von einem Andern früher verbaunten Block herausmeißelte und damit seinen Ruhm als des ersten Bildhauers seiner Zeit fest begründete, — und aller Zeiten leit der Antike, wie wir jetzt hinzufügen dürfen. Um den David sind die in weit kleineren Mäßen gehaltenen, doch an sich immer noch kolossalsten „vier Tageszeiten“ gruppiert, etwas willkürlich, denn die Originale gehören eigentlich als Theile zu einem andern, grundverschiedenen Ganzen, dem Doppel-Denkmal der Mediceer Lorenzo und Giuliano in der Capella dei Depositi der Kirche San Lorenzo; doch sind allerdings diese allegorischen Figuren der leise erwachenden Morgenröthe, des trotzig aufblühenden Tages, des zur Ruhe sinkenden Abends und der tiefschlafenden Nacht ihren Gedanken nach so völlig allgemeiner Natur, daß sie auch in dieser Umgebung ganz wohl an ihrem Platze sind, wenn auch die architektonische Schönheit der ursprünglichen parallelen Gruppierung dabei verloren geht. Jedenfalls waren keine andern seiner Werke gleich geeignet, die Eigenart dieses Riesengeistes so machtvoll, gleichsam im Auszuge, vor Augen zu stellen, als die vier unvergleichlichen Gestalten mit all ihrer Gewaltthatigkeit, ihrer Fremdheit und ihrer unerhörten Größe, ihrem tief dämonischen Zauber. Welches andern Sterblichen Phantastie hätte je ein Gebilde erfinden können, wie diese „Nacht“, so verrent, so häßlich, so zurückstößend in allen ihren Theilen und so überwältigend erhaben in ihrer Gesamtwirkung? Im Reiche der Kunst leben die vier Tageszeiten auf einem ganz einsamen Gipfel, abgetrennt von Allem, was die menschliche Einbildungskraft und Geschicklichkeit irgend sonst geschaffen.

So schaut denn von solcher naturbegnadeten Stätte aus der Meister in seinen Geschöpfen nach Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht hinaus in das Land und über die Stadt, deren größter Sohn er war. Es ist aber kein Zufall, daß die späten Nachkommen gerade diese Stelle seinem Gedächtnisse besonders geweiht haben: an dem Hügel hier haftet die Erinnerung an Michelangelo's Thätigkeit in besonderem Sinne; hier wirkte er einst, nicht als Künstler, sondern als Bürger, Patriot und Freiheitskämpfer.

Steigen wir noch eine kurze Strecke den Rücken des Hügels hinauf, so gelangen wir an das zierliche Kirchlein San Miniato, umgeben von den Resten starker, alter Befestigungen. Die letzteren sind trümmerhaft und verfallen, auch der freistehende Glockenthurm ist in seiner oberen Hälfte zerstört, die Kirche selbst dagegen blickt uns mit ihrer marmorleuchtenden Fassade in frischer und unberührter Schönheit entgegen, fast als wäre sie erst mit dem Viale dei Colli gleichzeitig erbaut; und doch überrifft gerade sie an Alter um mindestens ebenso viele Jahrhunderte die zerbröckelnden Festungsruinen, als diese von unsern Tagen getrennt sind. Das zwölfte Jahrhundert schon sah San Miniato entstehen; sie ist eine der ältesten Kirchen Toskana's und ein hochwichtiges Denkmal der vorgotischen Bauweise in Italien, jenes sogenannten romanischen Stiles, dem auch wir im Norden so manches unserer herrlichsten Architekturwerke, wie die Dome von Mainz, Worms und Speier, verdanken. Die allgemeinen Kennzeichen dieses Stiles, das massige Mauerwerk, die kleinen Fenster, den Rundbogen finden wir hier wie dort, und die Hinterseite der Kirche mit der schlichten Kuppel und auch den Thurm an sich könnte man sich ebenso gut im Norden denken; allein etwas dieser Fassade auch nur entfernt Ähnliches würde man in Deutschland oder Frankreich vergebens suchen. Sie vor Allem ist das spezifisch Italienische an dem schönen Bauwerk; es ist hier ein unmittelbares Nach- und Mitwirken antiker Erinnerungen sichtbar, das ihr den besonderen Charakter giebt. Nicht nur in einzelnen Baugliedern spricht sich derselbe deutlich aus, sondern mehr noch in den wunderbar reinen und edlen Verhältnissen der einzelnen Theile zu einander, worin ja bei antiken Gebäuden, wie bei denen der italienischen Renaissance, zumeist der letzte Grund ihrer vornehmen Schönheit zu suchen ist.

Schildt und klar spricht die Fassade von San Miniato die innere Gliederung des Baues aus; die Dreitheilung der oberen Hälfte in den hochaustrübenden Mittelgiebel und die seitlichen schragen Bulddächer, sowie die drei Thüröffnungen künftigen eines dreischiffigen Raums an, während zugleich die unter dem ruhigen, ununterbrochenen Gesimse hinlaufende reizende Archadenreihe die Eintheiligkeit des Ganzen kräftig betont und dem Auge darstellt. Die Einzeldecoration dieser wohlwogenen Gliederung, — durchweg im Wechsel von weißem und schwarzem Marmor ausgeführt, — ist von einer entzückenden Feinheit und Grazie, bei allem Reichthum und aller Heiterkeit nirgends in's Bunte oder Spielende verfallend. Der antike Geist holden Rahmes schwebte befruchtend und bändigend zugleich über der Phantastie des Baumeisters. Michelangelo nannte das anmuthige Kirchlein auf der Höhe „seine Braut“; so hoch wußte er die zarte Schönheit desselben zu schätzen. Und gerade für diese seine Braut war es ihm vergönnt, seine Kraft als ritterlicher Vertheidiger einzusetzen.

Im Jahre 1527 hatten die Florentiner durch einen Aufstand die Mediceer aus ihren Mauern vertrieben, — nicht zum ersten Male, denn ebenso der Vater als der Sohn Lorenzo des Prachtigen hatten schon früher dasselbe Schicksal erfahren. Und

doch waren jene älteren Glieder des mächtigen Geschlechtes nicht nur der Vaterstadt ein Stolz und ein Segen gewesen, sondern sie hatten auch trotz aller thatächlich ausgeübten Herrschergewalt die bürgerliche Freiheit wenigstens dem Schein und der Form nach unangefastet bestehen lassen. Jetzt aber waren aus ihren Nachkommen mit den veränderten Zeiten regelrechte Tyrannen geworden, denen der altererbte Freiheitsstimm des Volkes leidenschaftlich widerstrebte. Durch die Vertreibung der Medici gelangten die Republikaner noch einmal für einige Jahre zum Siege. Allein es war nur ein letztes, jähes Aufblühen der alten Freiheit; die Mediceer waren längst allzu mächtig geworden, und die Zeitverhältnisse lagen ihnen allzu günstig. Ein Knecht des großen Lorenzo sah unter dem Namen Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhle, und seine Politik führte nach langem Schwanken zu einer Verbindung mit Kaiser Karl V., der, in dem langjährigen Ringen mit Franz I. von Frankreich begriffen, damals jenes ruhmvolle und schreckliche Meer in Italien marschiren ließ, welches eben durch die plötzliche Eroberung und barbarische Plünderung Roms die Welt in Aufregung versetzt hatte.

Dieselbe Armee rückte nun im Jahre 1529 vor Florenz, um die trottsige Stadt der Familie des Papstes wieder zu unterwerfen. Die Bürger machten gewaltige Anstrengungen zu ihrer Vertheidigung; wurde doch in hohem patriotischen Opfermuth sogar der reiche Gürtel glänzender Willen und baulicher Anlagen, der die Stadt in blühendem Kranze umgab, fast gänzlich vernichtet, um dem Feinde keine Stützpunkte zu gewähren. Michelangelo, ein idealistischer Anhänger der republikanischen Freiheits-Idee, wurde zum obersten Leiter der Befestigung von Florenz und der andern, zu dessen Machtgebiete gehörigen Städte ernannt und entsandte eine eindringliche Thätigkeit. Der Angriff des Feindes war zunächst von der Südseite, wo die Höhen unmittelbar an die Stadtmauer stießen, zu erwarten, und so ward zunächst auf dem Hügel von San Miniato der Bau neuer, starker Bastionen beschlossen und von Michelangelo mit solchem Eifer gefördert, daß sie mit erstaunlicher Schnelligkeit in die Höhe wuchsen.

Und wie vorausgesehen, richtete sich auf diese neuen Befestigungen der erste Ansturm des Feindes; am 2. October 1529 begann das Bombardement. Allein Michelangelo's Werk erwies sich als widerstandsfähig genug. Nicht nur von den Bastionen her donnerten die florentinischen Kanonen kräftige Antwort, auch auf der Höhe des Glockenthurmes von San Miniato selbst waren zwei kleine Kanonen aufgestellt, und nicht einmal diese gelang es zum Schweigen zu bringen. Um den schönen alten Thurm zu schützen, ließ Michelangelo von dem überragenden Rande Wollfäden herabhängen, welche, frei in der Luft schwebend, die Kugeln unschädlich auffingen, so daß das Mauerwerk nicht getroffen werden konnte. In ähnlicher Weise wandte der fürsorgliche Künstler die Gefahr von der Kirche selbst ab, indem er vor der Fassade einen hohen Erdwall aufwarf, in welchen die Kugeln einschlugen und stecken blieben. So rettete er seine „Braut“ vor den verderblichen Grifften eines rauhen Bewerbers; und so steht sie noch heute in unverfälschter Schönheit da.

Für die Stadt aber entsprach dem glücklichen Anfang nicht der Fortgang der Ereignisse. Die Befestigung von San Miniato ward fortgesetzt und am 1. December endlich doch der Thurm in Brand gesetzt. Die Wollfäden geriethen in Flammen, und während der Nacht brannte das Holzwerk aus. Doch gelang es schnell, den Schaden auszubessern und das Feuer auch von oben wieder aufzunehmen.

Allein auch glückliche Ausfälle aus der Stadt und erfolgreiche Kämpfe in dem unliegenden toskanischen Gebiet konnten das Unheil nur verzögern, nicht abwenden. Hunger und Pest begannen in der Stadt zu wüthen und der Verrath im Verborgenen zu schleichen. Vom 12. Mai 1530 an war sie vollständig von allen Seiten eingeschlossen. Und doch hielt sie sich mit heldenmüthiger Ausdauer noch volle drei Monate hindurch; wenigstens nicht ohne Ruhm ward die Freiheit von Florenz zu Grabe getragen.

Michelangelo blieb auf San Miniato in angestrengtester Thätigkeit, oft Tag und Nacht hindurch. Und doch war er so sehr Künstler, daß er selbst jetzt sich der schöpferischen Arbeit nicht völlig entschlagen konnte. Wenn einmal an Tagen der Sturm weniger drohend war, wie es bei der lässigen und unregelmäßigen Art der damaligen Kriegführung vorkam, so meißelte er in aller Stille an seinen Marmorfiguren. Und was er arbeitete, das waren merkwürdigerweise die Denkmäler der beiden Medici, Lorenzo und Giuliano; während er jenes Geschlecht von der Höhe seiner Befestigungen mit Einsetzung aller Kraft bekämpfte, ver schmähete er es nicht, gleichzeitig zweien kürzlich verstorbenen Gliedern desselben, und nicht einmal den bestverdienenden, durch sein Werk die Unsterblichkeit zu erwerben, — ein eigenthümliches Beispiel vom Erbegen edler Ahnen. So ganz war bei Michelangelo der Künstler von dem Politiker getrennt; sein irdisches Wohl und sein Leben setzte er gegen die Tyrannen auf's Spiel, seine Kunst aber stand über den Parteien.

Endlich, nach elfmonatlichem Widerstande, unterlag Florenz dem Hunger und mehr noch dem Verrath. Am 12. August ward die Uebergabe vollzogen; die Medici waren die Herren der Stadt und blieben es fortan unangefochten, und zwar als erbliche Herzöge und bald Großherzöge von Toskana, bis zum Aussterben des Geschlechtes im Jahre 1737. Und so prangt denn noch heute über dem Eingangsthore der Festungsbauteilen von San Miniato das eigenthümliche und leicht unterscheidbare Wappen derselben Familie, zu deren Abwehr sie ursprünglich errichtet worden.

Michelangelo hielt sich nach der Katastrophe eine Zeitlang verborgen; doch ihm geschah kein Uebels; selbst die erbitterten Feinde hatten Respect vor dem hohen Namen des Meisters und wagten nicht, ihn im Geringsten zu schädigen. Sie wußten wohl, daß sie ewige Schmach an ihren Namen geseht hätten. Darum zogen sie es vor, die Großmüthigen zu spielen; man bot ihm nicht nur Freiheit und Sicherheit, sondern ließ auch die früheren künstlerischen Aufträge unverändert fortbestehen. So konnte er die Grabdenkmäler der Medici mit den vier Tageszeiten jetzt zu Ende führen.

Auch für die Stadt ward die Eroberung kein Schreckniß, wie Rom es wenige Jahre zuvor erfahren hatte. Kein jäher Fall war Florenz beschieden, sondern ein langames Sinken. Gewaltig zwar war der Schaden, den die Belagerung angerichtet; das alte herrliche Florenz mit seinem Reichthum, seiner Leppigkeit war verjunken und fast zu einer Sage geworden; aber doch waren die nun folgenden Zeiten nicht allzu schwere. Die Herrschaft der Medici ward keine drückende, ansaugende; im Gegentheile, sie thaten viel für den Staat und ließen namentlich auch den alten Mediceer-Ruhm der Kunstliebe nicht verborren. Nur die politische Freiheit war verloren

nur eine Idee, die sich noch dazu in der Wirklichkeit der alt-florentinischen Republik oft in recht wunderlicher Verzerrung dargestellt hatte; — allein mit dieser Idee war auch die schöpferische Kraft von Florenz gewichen, die seinen Namen neben Athen und Rom gesetzt und für alle Zeiten sprüchwörtlich gemacht hat. Florenz zengte fürder keinen Genius mehr, der sich auch nur neben die geringeren Geister der Vergangenheit stellen könnte. Das alte unruhige, von Parteien zerrissene, so oft mit dem eigenen Blute bespöckelte Florenz war die erste Stadt der gebildeten Welt gewesen; das neue, friedliche und mild regierte war die behagliche Hauptstadt des blühenden Ländchens Toskana.

Kadrtuck verboten.

Im Harem.

Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Siehe das Bild von Jean B. Guysmans, Seite 384.

Das Leben in den morgenländischen Frauengemächern ist bisher durch Schönfärberei und Sucht nach Pikanterien in einen goldenen Schleier gehüllt gewesen. Wer das Wort „Harem“ nur nennen hörte, dem ging eine farbige Welt auf, und sein geistiges Auge schweifte in phantastischen Paradies-Freuden. Das morgenländische Frauengemach aber ist kein Eden, die Moslemitin keine zaubernde Fee. Schöne Frauen giebt es in einer europäischen Großstadt mehr, als in einem ganzen morgenländischen Königreiche. Als von der Natur besonders begünstigt gelten im Orient die Frauen und Mädchen des Kaukasus, zumal die Georgierinnen und die Tcherkessinnen, die zwar kaukasischen Stammes sind, doch ihre Heimstätten längst in anderen türkischen Ländern gefunden haben, seit das halstarrige Tcherkessenvolk aus seinen Heimathorten ausgewandert ist. Als ottomanische Colonisten beglücken die Tcherkessen ihre Nachbarn mit Raub und Mord, ihre Gebieter mit dem lebenden Schmuck ihrer weiblichen Nachkommenschaft, die sie wie eine Waare an die Großen und Vermögenden des Reiches verkaufen.

Der große Bedarf an kaukasischen Frauen in den morgenländischen, speziell türkischen Harems läßt vermuthen, daß es mit der Schönheit der türkischen Frauen nicht weit her ist. In der That findet man selten hübsche Gesichter, und die meisten würden einen Vergleich mit unseren Frauen nicht bestehen. Vielleicht möchte es befremden, ein so scharf absprechendes Urtheil zu vernehmen, da doch die moslemischen Frauen, der Sitte und dem Koran-Gefehle gemäß, ihre Gesichter verschleiern, um das Geheimniß ihrer wirklichen oder angebotenen Schönheit entweder hinter dichten Musselin, wie die Osmaninnen, oder hinter einer abwechselnden Kopfabende, wie die Araberinnen, zu verbergen. Nun, wer je in Konstantinopel an einem Freitag Nachmittag, — der Freitag ist der moslemische Sonntag, — längs den Wiesen der sogenannten „Süßen Wasser“ gewandelt und den tausendköpfigen, buntpelzigen Schwarm türkischer Weiber beobachtet hat, der weiß, daß die Schleier nicht zu eng zusammengezogen und meist von fast durchsichtiger Feinheit sind. Da die Türkinnen überdies leidenschaftliche Raucherinnen sind, der Schleier aber diesem Vergnügen Hindernisse bereiten würde, nehmen sie es mit der Vorschrift des Korans nicht allzu genau.

Die türkische Frauenthätigkeit wird nach dem Gewichte taxirt, d. h. eine Frau ist um so hübscher, je mehr ihr Leibesumfang sich demjenigen behäbiger Matronen nähert. Das runde, volle Gesicht, die mandelförmig geformten, pechschwarzen, aber ausdruckslosen Augen, die meist stark vorspringende Nase können einen Europäer ebenso wenig zu einem Hymnus auf türkische Frauenthätigkeit verleiten, wie die gedrungenen, kurzen Gestalten und der „wackelnde“ Gang. Ziellicher an Gestalt und feiner im Gesichtsschnitt ist die Araberin. Ihr Gesicht hat nicht die krankhafte Blässe der Türkin; ihr Auge ist von einem wunderbaren Schmelz verklärt. Der Blick eines ägyptischen Fellah-Mädchens kann weit eher bezaubern, als das tote Augenpaar eines halben Duzend vornehmer Türkinnen. Auch genügt ja Schönheit allein nicht, um von dem Weibe, das die Natur damit geschmückt, einen vortheilhaften Eindruck gewinnen zu lassen. Anmuth der Erscheinung, Zierlichkeit des Gliederbaues und, nicht zuletzt, die beständige Wechselwirkung zwischen äußerem vornehmen Gebahren und innerer Lebensheiterkeit: dies Alles sind Eigenschaften, welche den Zauber der Schönheit zumeist erzeugen, ihn aber überall dort, wo er vorhanden, erst zu einer beständigen Macht gestalten.

Es wäre verlorene Mühe, die letztgenannten Eigenschaften bei orientalischen Frauen suchen zu wollen. Der Harem ist seinem innersten Wesen nach nichts Anderes, als ein vergoldeter Käfig, in welchem die „Kleinodien“ des vielbeweihten Moslem ein Leben voll Trägheit und Gedankenlosigkeit verbringen. An geistigen Anregungen fehlt es fast ganz. Wohl bemüht man sich in den vornehmen türkischen Häusern, den jungen Damen einige „Erziehung“ angedeihen zu lassen, doch faßt man die Sache von der verkehrten Seite an. Man huldigt dem Formalismus und thut nichts, um Herz und Seele zu veredeln. Musik, Conversation und fremde Sprachen bilden den gesammten Erziehungsstoff.

Der Harem ist übrigens keine Stätte, wo man den Sauerreig des Culturlebens, Sittlichkeit und moralische Kräfte bei geistiger Aufgewecktheit, vorfände. Die polygamischen Einrichtungen, sowie die Weltanschauung des Orientalen, der das Weib um eine Stufe tiefer unter den „Herren der Schöpfung“ stellt, verhindern ein Familienleben nach unseren Begriffen. In den arabischen Harems pflegt es zu geschehen, daß der Hausherr beifällig in die Hände klatscht, wenn ein roher Schlingel von Sohn sich gegen seine eigene Mutter oder gegenüber anderen Harems-Genossinnen roh benimmt. Die Frau ist dem Orientalen meist nur eine schöne Sache, die ihm so und so viel Tausend Pfaster gekostet hat, und deren er sich wieder entledigen kann, wenn er ihrer überdrüssig ist. Das Wort „Du bist entlassen“ genügt, um eine Ehescheidung perfect zu machen. Das Favorit-Anwesen bringt Streit und Hader in die vergoldeten Frauengemächer. Zwar hat Mohamed, der trotz seiner Gültigkeit nur allzu sehr von Ehe-Fatalitäten heimgegriffen wurde, decretirt: man solle keine Frau bevorzugen, sondern sie alle gleich halten. Aber in der vierten Sure des Korans („Die Weiber“) gestattet er jedem Rechtgläubigen, neben den vier legitimen Frauen sich so viele Sklavinnen anzuschaffen, als ihm beliebt.

Durch diese Lizenz umgeht man sogar den auf monogamische Ehe lautenden Ehe-Contract. Die Polygamie ist nämlich, wie

sich leicht denken läßt, auch den Orientalinnen ein Greuel, da keine Frau der Welt sich freiwillig mit anderen Frauen in das Herz ihres Gatten theilt. Vornehme Damen pflegen demnach häufig vor Einwilligung in die Ehe die Bedingung zu stellen, daß jene eine monogamische bleibe. In diesem Falle kann natürlich von einem Haremleben in landläufiger Vorstellung nicht die Rede sein. Außerdem ist zu bemerken, daß die Ehe auch im Orient, wie überall in der Welt, eine kostspielige Sache ist, sodaß minder Bemittelte sich meist mit einer Frau begnügen. In den hohen Kreisen herrscht die Monogamie aus dem eben erwähnten Grunde. Den vielgestirnten Haremhimmel findet man sonach meist in dem weniger vornehmen, aber mit Geldmitteln reichlich bedachten Mittelstande. Nur regierende Fürsten machen hiervon eine Ausnahme, da ein glänzend ausgestatteter Harem dem gesellschaftlichen Range des Betreffenden zur Fülle dient.



Kadrtuck auch im Einzelnen verboten.

Weihnachtsbücher.

Eine prächtige Verbindung zwischen darstellender Kunst und Dichtkunst offenbart sich in dem von der Genossenschaft der bildenden Künstler Wien's herausgegebenen „Album in Bild und Schrift“ (Wien, Lehner, R. 40). Eine stilvolle Mappe umschließt zwölf Radirungen hervorragender österreichischer Meister, theils amnuthige Genrebilder, theils stimmungsvolle Landschaften, wozu sich autographische Beiträge ebenso vieler namhafter Autoren gesellen. Je eine Radirung und ein facsimilirtes Autograph treffen in einem gemeinschaftlichen Gedanken zusammen, und um diese Vereinigung von Bild und Schrift noch inniger zu gestalten, umrankt eine zwischen beiden vermittelnde Handzeichnung jedes der Textblätter. So sinnig der Gedanke, so vorzüglich die Ausführung; übrigens erscheint der Werth der Radirungen um so höher, als sie zum größten Theile von den Künstlern selbst besorgt worden sind. Unter den Dichtern, welche zu dem herrlichen Album beigetragen haben, finden die Leserinnen manchen lieben Bekannten. So begleitet Adolf Fichtler Paufinger's „In der Wildniß“ mit vier Gedächtnissen nach Art der jüngst in diesem Blatte veröffentlichten „Fabeln und Naturbilder“; P. R. Kofegger erläutert mit markigen Worten Schäfers „Waldbstimmung“, Johannes Nordmann's Charlemont's „Schmiede“, während Rudolf Baumbach Haak's humorvollem „Wo der Schuh ihn drückte“ heitere Verschen mit auf den Weg giebt.

Als ein Erinnerungs-Album für das fünfundsingzigjährige Jubiläum der preussischen Armeereorganisation stellt sich „König Wilhelm und sein Heer“ von Carl Sellmer dar (Kassel, Fischer, M. 23). Die elegant ausgestattete Mappe enthält zwanzig trefflich ausgeführte Kunstblätter: neben dem Widmungsblatt und den Portraits des Kaisers Wilhelm, der Feldmarschälle Koon und Manteuffel lebensvolle Soldatenbilder aus Kriegs- und Friedenszeiten; ja selbst die Mähen des Gendarmen-Dienstes sind in einer humorvollen Scene veranschaulicht. Die Widmung des interessanten Werkes ist vom Kaiser Wilhelm angenommen worden, und die Originale befinden sich im Besitze desselben.

Auf den Boden Indiens führt uns Leopold Jacobi mit seinem hochpoetischen Gedichte „Gunita“ (Hamburg, Richter, geb. R. 10). Dem Stoffe nach überaus reizvoll, gewinnt die Dichtung noch erhöhte Kraft durch die markige Sprache, welche sich an die Form der arabischen Kafale anlehnt. Eine werthvolle Beigabe sind die Perlen orientalischer Sprachweiseit, welche, die einzelnen Gefänge von einander trennend, mit Knappheit der Form sinnige Anmuth des Gedankens vereinigen.

Die „Malerische Verherrlichung von Frauennamen“ hat Rudolf Grell in amnuthigen Aquarell-Bildern unternommen (Altona, Send, M. 15). Die sechs Namen Lucia, Victoria, Martha, Augusta, Luise, Maria wählte er zum Gegenstande der Symbolisirung, indem er Figuren, Blumen und Pflanzen mit landschaftlichen und architektonischen Motiven sinnig vereinigte. Der Text, mit welchem Gustav Portig die Compositionen begleitet, ist gedankenreich und von poetischem Geiste getragen.

„Die Wunder der Welt“ betitelt sich ein Unternehmen, dessen erster Theil, „Europa“, gezeichnet von Adolf Brenneke, noch vor dem Weihnachtsfeste abgeschlossen vorliegen soll (Straßburg, Schulz u. Comp., die Lieferung M. 1). Wer an der Hand dieses Schilberetes die malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europa's antritt, wird es nicht bereden. Mit sicherem Blicke für das Interessante und Wertwürdige, mit fesselnder Unterhaltungsgabe weist der Autor auf die Dinge hin und weist klar ihre geschichtliche Entwicklung und culturhistorische Bedeutung darzulegen. Auch die Ausführung der überaus zahlreichen Illustrationen verdient warme Anerkennung.

Das gleiche Lob können wir Friedrich von Hellwald's schon früher erwähnten „Frankreich in Wort und Bild“ spenden (Leipzig, Schmidt und Günther, die Lieferung 75 Pf.). Das rüstig fortschreitende Werk giebt ein sehr anschauliches Bild von dem Stande des heutigen Frankreich, indem es sich nicht bloß auf die Schilderung von Land und Völkern beschränkt, sondern auch tiefere Einblicke in Verwaltung und Handel, Industrie und Production gewährt.

Der allgemeinen Beachtung darf auch ein drittes Illustrationswerk sicher sein: „Europa's Kolonien“ von Hermann Kosloschky (Leipzig, Grefner und Schramm, die Lieferung 60 Pf.). Der Verfasser giebt eine eingehende Schilderung Westafrika's vom Senegal bis Kamerun, Rückblicke auf die historische Vergangenheit mit der Darlegung der heutigen, im Vordergrund des politischen Interesses stehenden Verhältnisse verbindend. Natürlich bieten, da jezt Aller Augen auf den dunklen Erdtheil gerichtet sind, die zahlreichen Abbildungen mit ihrer Vorführung der „Schwarzen Landsleute“ und den Ansichten von „Deutsch-Afrika“ einen besonderen Reiz. Auch kartographische Darstellungen sind dem Texte vielfach beigefügt.

Paul du Chaillu's, des berühmten Reisenden, schon früher ausführlich besprochenes Werk „Im Lande der Mitternacht-Sonne“ liegt in einer neuen, kleineren Ausgabe vor, welche geeignet erscheint, dasselbe weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

(Leipzig, Girt und Sohn, geb. R. 8.) Das reich illustrierte Buch empfiehlt sich mit seinen interessanten Aufschlüssen über Land und Leute im hohen Norden, mit seinen aus siebenjährigen Aufenhalt daselbst gewonnenen Beobachtungen namentlich allen denen, welche Scandinavien zu dem Ziele ihrer Wanderlust wählen. Diesem Zwecke entspricht auch das einleitende Kapitel, welches detaillirte Anweisungen über das Reisen und die hauptsächlichsten Reiserouten in Schweden und Norwegen enthält, sowie die beigelegte große Karte. — Der Verfasserin eines anderen, im gleichen Verlage erschienenen Werkes werden freilich nur wenige Leserinnen folgen wollen und können, obwohl Lady Annie Brassey ihre „Familienreise von vierzehntausend Meilen“ (geb. R. 8,50) gar verlockend schildert. Während die hübsche Lady auf ihrem wackeren Fahrzeuge, dem „Sunbeam“, ihre früheren Fahrten nach dem Osten gelenkt, wendet sie sich diesmal nach Westen und führt den Leser in die Tropen und durch die Regionen der Passate. Mit Begeisterung spricht sie von der Pracht, die sich ihrem Auge auf festem Lande bot, wie von den Wundern der Tiefe, speziell den herrlichen „Gärten des Meeres“, den Korallenbänken. Freilich war bei allem Schönen auch manches Unbehagliche zu bestehen, doch weiß der Humor der allzeit fröhlichen Dame auch diesem heiteren Seiten abzugewinnen. Gegen dreihundert Illustrationen und mehrere Karten dienen zur näheren Veranschaulichung der fesselnden Schilderungen. E. S.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 195. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Lombardischer Edelmann um 1450. Das Kostüm ist einem im Berliner Museum befindlichen kleinen Rundbilde, „Anbetung der Könige“, entnommen, welches dem Vittore Pisano zugeschrieben wird. Es stellt einen Begleiter der heiligen drei Könige dar. Derselbe trägt einen knappen, rothen Venner mit Goldstickerei, über welchem ein weiter Trappert von dunkelgrünem Stoffe liegt. Glatt auf Schulter und Brust, erweitert sich der Trappert etwas über Ellbogenhöhe und erreicht das Knie in einer großen Menge symmetrischer Falten. Das Werkwürdigste sind die Ärmel. Ein Paar überaus weite Kloden, fallen sie am Rücken, diesen zum Theile bedeckend, fast so lang, wie der Rock des Trappert herab und verkürzen sich, eine Bogenlinie machend, nach vorn. Rock und Ärmel sind mit einer dicken Lage ausgefranster Seiden- und Leinwandlappen besetzt, welche, in vielen Lagen übereinander, eine federartige Garnitur bilden. Unter dem weißen Jattelbesah der Ärmel liegt eine Doppelwulsten-Radt von dunklen Pelze, unter dem ein mit Goldpunkten durchfräster, weiter Besah von rothgefärbtem Pelze hervorsteht. Von der Schulter ab laufen schmale Goldbänder herab, an welche sich unten bogenförmige Ornamente von Goldstickereien und Guimpen anlegen. Auf dem Kopfe hat die Figur eine blonde, in sorgfältige Locken gelegte Zerkur, wahrscheinlich eine Perücke. Die Beine sind mit rothen, genähten Strumpfhosen mit Leberjohlen besetzt, sodaß es eines Schuhs nicht bedarf. A. v. S.



Berlin. — Die Bewerbung um das Felix Mendelssohn-Bartholdy'sche Staats-Stipendium hat diesmal den Musik studirenden Damen reiche Ehren gebracht. Den Preis für ausübende Tonkünstler erhielt Fräulein Gabriele Wietrowich aus Graz und eine ehrenvolle Erwähnung Fräulein Marie Mette aus Rakeburg, beide ehemalige Schülerinnen der königlichen Hochschule für Musik. Kleinere Stipendien aus den Reserve-Beträgen der Stiftung wurden der Schülerin der Neuen Akademie der Tonkunst, Fräulein Ida Beckmann aus Paderborn, und den Schülerinnen der königlichen Hochschule, Fräulein Margarete Will und Fräulein Fanny Richter, zuerkannt.

Potsdam. — Von einem schweren Unfall wurde die Gräfin Katharina Solms-Sonnenwalde, Gemahlin des Majors Grafen Peter zu Solms im Regimente der Garde du Corps, betroffen. Mit ihrem Gemahl gedachte sie auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen einen Ausflug nach dem Wildpark zu unternehmen, doch schon in der Stadt wurden die Pferde scheu, und das Gefährt ward gegen ein Gehäus geschleudert, sodaß es zerstückte. Bei dem Sturze aus dem Wagen blieb der Graf ganz unverletzt, während seine Gemahlin schwere Verwundungen, besonders im Gesichte, davontrug.

Bromberg. — Eine junge Dame der polnischen Aristokratie, Prinzessin Stephanie Woronieda, hat kürzlich hier die Prüfung als Lehrerin an höheren Mädchenschulen bestanden. Ob die Prinzessin das Lehramt auch öffentlich auszuüben gedenkt, ist bisher nicht bekannt geworden.

München. — Prinzessin Therese von Baiern, die einzige unverheiratete Tochter des Prinzen Luitpold, ist eine fleißige Reise-Schriftstellerin. Die hohe Frau hat incognito fast alle europäischen Länder bereist und die hierbei gewonnenen Eindrücke in Tagebüchern verzeichnet, welche zum Theil weiterer Ausarbeitung unterzogen wurden und im Buchhandel erschienen sind; so z. B. die „Reise-Eindrücke über Rußland“, welche unter dem Pseudonym „Th. von Bayer“ veröffentlicht wurden. Voraussichtlich werden die Beobachtungen, welche die Prinzessin auf ihrer kürzlich zurückgelegten Reise durch England, Schottland und Irland aufzeichnete, ebenfalls dem Publicum nicht entzogen werden. Erwähnt sei noch, daß die hohe Frau auch eine eifrige Mitarbeiterin an den von Isabella Braun, der beliebten Jugendschriftstellerin, herausgegebenen Sammelwerken ist.

Paris. — Durch die am 8. October hier vollzogene Vermählung der Comtesse Marguerite von Imécourt mit dem Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Dehringen ist ein Roman zum Abschluß gebracht worden, der vor einigen Jahren nicht geringes Aufsehen erregte. Rufurus Bey, ein junger Grieche, Sohn des türkischen Gesandten in London, hatte zu Anfang des Jahres 1880 das damals kaum sechzehnjährige Fräulein von Imécourt, das er in den Pariser Salons kennen gelernt, bewogen, sich mit ihm heimlich nach London zu begeben, wo sich das Paar durch einen anglikanischen Geistlichen trauen ließ. Auf Zureden ihrer Verwandten kehrte die junge Frau nach einiger Zeit nach Frankreich zurück, um nachträglich von ihrer Mutter die Erlaubnis zu ihrer Verbindung zu erbitten. Doch die Gräfin Imécourt, eine Schwester des Generals Gallifet, ließ ihre Tochter in ein Kloster bringen und reichte zugleich die Klage auf Ungiltigkeit-Erklärung der wider ihren Willen geschlossenen Ehe ein. Rufurus Bey flüchtete andererseits auf Herausgabe seiner Frau, deren Aufenthaltsort er nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, und am 15. October 1881 begannen vor dem Pariser Gericht die Verhandlungen, die u. A. die für den Griechen nicht eben rühmliche

Thatsache zur Sprache brachte, daß er nicht das geringste Vermögen besaß, während Marguerite von Zmécourt zu den reichsten Erbinnen zählt, und daß er seiner Zeit das junge Mädchen mit Hälfte ihrer Gouvernante zur Flucht bereitet hatte. Der Prozeß endigte mit der Ungültigkeitserklärung der Ehe; seitens der Kirche war schon vorher derselbe Spruch ergangen. Musurus Bey verschwand aus Paris, nachdem alle seine Anstrengungen, den Aufenthalt seiner Frau zu erfahren, vergeblich geblieben waren, und man hörte lange nichts von ihm, bis im Juni 1884 die englischen Zeitungen berichteten, daß er sich mit einem Fräulein Antoniadès, der Tochter eines reichen Kaufmannes in Alexandria, verlobt habe. Diese wird er inzwischen wohl heimgeführt haben. Prinz Kraft zu Hohenlohe, der jetzige Gemahl der Comtesse Zmécourt, ist der am 19. Januar 1861 geborene älteste Sohn des Prinzen Felix zu Hohenlohe und seiner 1871 verstorbenen Gemahlin Alexandrine, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen aus dessenmorganatischer Ehe mit der Fürstin Gertrude von Hanau.

Eine interessante Frage beschäftigt gegenwärtig die künstlerischen und literarischen Kreise von Paris. Das „Institut de France“, d. h. die Vereinigung der fünf französischen Akademien, gewährt heute den Frauen keinen Zutritt, während dieselben bis zum 8. August 1793, an welchem Tage der Convent die Auflösung des Instituts decretirte, in der Akademie der schönen Künste zu Mitgliedern gewählt werden konnten. Anne Vallayer-Coster, die Malerin von Blumensträußen und Stillleben, die von 1771 bis 1817 alljährlich die Pariser Ausstellungen mit ihren Gemälden besuchte, war Mitglied der genannten Akademie; ebenso Anna Dorothea Lissiewska, die Berliner Malerin, welche die Ehre der Aufnahme einem Gemälde im Stile Gérard Dow's, „Fischer, von einer Kerze beleuchtet“, zu danken hatte. Später bewarben sich die Malerinnen de Kosemond, Capet und Collot zu gleicher Zeit um die Aufnahme, doch gestatteten die Statuten der Akademie nicht mehr als drei weibliche Mitglieder. Die beiden letzten Frauen, welche Sitze in der Akademie einnahmen, waren Madame Vigée-Lebrun, deren Gemälde noch heute bewundert werden und hoch im Preise stehen, und Madame Guynard, die ihrer Zeit sehr geschätzte Portrait-Malerin. Diese Künstlerin versiel, um die Mitglieder der erlauchten Corporation von ihrem Talente zu überzeugen, auf die Idee, sie sämmtlich zu portrairiren, eine sehr mühevollen Arbeit, die jedoch ihren Zweck erreichte. Als nun im Jahre 1795 das Directorium die Akademie in beschränkterem Umfange als „Institut national“ wieder in's Leben rief, war von der Mitgliedschaft von Frauen nicht die Rede, und ebenso kam bei den mannigfachen Wandlungen, welche das Institut weiterhin erfuhr, die Zulassung weiblicher Mitglieder nicht in Frage. Trotzdem aber findet sich in den Statuten der Akademie kein Paragraph, welcher die Frauen direct ausschließt, jedoch formell einer „weiblichen“ Candidatur nicht im Wege stände. Mit Recht sagt man nun heute, wo die Frage wieder angeregt worden, daß eine Madame de Staël, eine George Sand wohl eher der Mitgliedschaft der Akademie würdig gewesen wären, als mancher Mann, dessen Schriften heute vergessen sind, und daß, um von den Lebenden zu sprechen, eine Rosa Bonheur vollberechtigte Anwartschaft habe, unter die „Unsterblichen“ gezählt zu werden.

Eine Entelin Riccola Piccini's, des berühmten Componisten, der einst als Nebenbuhler Gluck's in der Gänst der Pariser galt, lebt hier im tiefsten Elend. Zweundsiebzig Jahre alt und halb erblindet, wurde sie von ihrer nur in ärnlichen Verhältnissen befindlichen Tochter unterhalten; jetzt aber bedarf diese, durch eine Feuersbrunst aller Habe beraubt, selbst fremder Hülfe. So hat denn die alte Dame in den Zeitungen die öffentliche Wohlthätigkeit angerufen.

Das Theater der Bouffes hat jetzt einen weiblichen Director, Madame Ugalde, die ehemalige beliebte Sängerin des Théâtre Lyrique. Die Dame hatte dieselbe Bühne schon früher geleitet, ebenso das Theater der Folies-Marigny, in dessen mit beiden Directionen wenig klingenden Erfolg erzielt. Trotzdem will sie es jetzt zum dritten Male versuchen, indem sie eine besondere Anziehungskraft für ihre Bühne von ihrer Tochter Marguerite erwartet, die gegenwärtig „Stern“ am Theater der Nouveautés ist, aber mit Ende dieses Jahres dieses Engagement aufgibt.

Carlotta Patti, die von der Verurteilung, welche sie sich im September durch einen Fall zugezogen, vollständig wieder hergestellt ist, will dem Concert-Saale ganz entsagen und sich nur noch dem Gesangsunterricht widmen. Auf die Nachricht hiervon liefen bei der Künstlerin so zahlreiche Anmeldungen ein, daß sie sich zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt sah, sie könne nur eine beschränkte Anzahl von Schülerinnen annehmen und berücksichtige nur solche, deren Talent wirklich Bedeutendes für die Zukunft erwarten lasse.

Von einem empfindlichen Verlust ist Sarah Bernhardt durch die Gewissenlosigkeit eines Pariser Kürschners betroffen worden. Zu Beginn der Sommer-Saison hatte sie dem Manne ihre sämmtlichen Pelzwaaren zur Aufbewahrung übergeben und mußte nun, nachdem sie dieselben zurückgehalten, die betrübende Wahrnehmung machen, daß ein großer Theil der kostbaren Stücke durch Rottenfraß zerstört oder doch arg beschädigt worden war. Sie verklagte den Kürschner, und schließlich kam die Sache zur Verhandlung. Auf die Frage, welche Entschädigungssumme die Künstlerin beanspruche, erwiderte sie unter Thränen des Jornes: „Ich verlange nichts, denn welchen Ersatz könnte man mir für einen Zobelmantel bieten, wie einen zweiten nur die Gharin besitzt? Was sollte mich über den Verlust eines Entwées mit Silberverfuch trösten, das ich einst der Baronin Rothschild vor der Kaiserin weggekauft? Muß ich Ihnen weiter von meinen Garnituren aus Hermelin, Miasfuchs u. s. w. erzählen, ihnen die kostbaren Eisbär-Decken schildern, die mir in Canada von einer Jäger-Deputation überbracht wurden? Nein, verurtheilen Sie den Mann zu irgend einer Strafsomme für die Armen; mir kann er auch nicht den tausendsten Theil von dem erlegen, was seine Gewissenlosigkeit mir geraubt!“ Das Gericht entsprach dem Antrage der Künstlerin und verurtheilte den Kürschner, zweitausend Francs an die Armen der Stadt Paris zu zahlen.

London. — Als im Jahre 1881 das bekannte King's College das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens feierte, tauchte der Gedanke auf, eine Zweiganstalt für studirende junge Damen, abgesehen von den für die männlichen Studenten bestimmten Gebäuden, aber unter der gleichen Verwaltung, zu errichten. Im Wege der Subscription wurde die Summe von beinahe siebentausend Pfund Sterling aufgebracht und der Bau begonnen, der nun in diesen Tagen seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Das Gebäude, mit schöner Aussicht auf Garten- und Parkanlagen, hat im Ganzen siebenzehn verschiedene Räume. Die aufzunehmenden Jöglinge müssen das sechzehnte Jahr zurückgelegt haben und werden unterrichtet in Geschichte, englischer Literatur und Sprache, fremden Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaft, Harmonie-Lehre, Zeichnen und Malen.

Unter dem Vorhänge von Miss Clough, der Vorleserin des Ken-

ham-College, bildete sich im vorigen Jahre ein Lehrerinnen-Verein (university association of women teachers), dessen Zweck nach den Statuten dahin geht, nicht bloß den Schul-, sondern auch den Privat-Unterricht der Mädchen auf eine höhere Stufe zu bringen, sodann aber Damen, die in Oxford oder Cambridge ihre Studien absolviert haben und sich dem Lehrberufe widmen wollen, Stellungen zu verschaffen. In der kürzlich abgehaltenen Generalversammlung wurde festgestellt, daß der Verein zur Zeit hundertundsechzig Mitglieder zählt, und daß die finanziellen Verhältnisse günstig sind.

Petersburg. — Die Akademie der Wissenschaften hat zum ersten Male die Vertheilung der vom verstorbenen Moskauer Metropolitan Malarius gestifteten Preise, — für die besten in russischer Sprache veröffentlichten Werke, — vorgenommen. Einen Preis im Betrage von tausend Rubeln erhielt eine Dame, Frau Davidowa, für ihre Schrift über die russischen Epiken. Das preisgekrönte Werk verbreitet sich eingehend über Geschichte, Technik und Statistik der russischen Spitzen-Fabrikation.

Warschau. — Polnische Blätter berichten von einem Duell, das zwischen einer Dame und einem Herrn der Warschauer Gesellschaft stattgefunden haben soll. Ein von der Dame abgewiesener Freier hatte über dieselbe üble Nachrede verbreitet. Freunde der Getrübten erboten sich, jenen zur Rechenenschaft zu ziehen, doch die Beleidigte wies diese Anerbietungen ab und sendete selbst dem Verleumder eine Herausforderung. Dieselbe wurde angenommen, und es kam in der That zum Stichelwechsel, doch ohne Erfolg. Die Dame bestand auf einem zweiten Gange, aber nun legten sich die Secundanten in's Mittel, und endlich verstand der Beleidiger sich zu einer, seine Gegnerin befriedigenden Abbitte.

Newyork. — Miss Katharina Wolfe, eine der reichsten Damen in den Vereinigten Staaten, hat es sich in den Kopf gesetzt, die Stelle ausfindig zu machen, wo das Paradies, der Aufenthaltsort des ersten Menschenpaares, gelegen war. Bereits hat sie für diesen Zweck mehr als eine halbe Million Mark geopfert, freilich ohne Erfolg, denn auch der letzte der von ihr ausgesandten Reisenden, Reverend William Hayes Ward, ist nach zehmonatigem Aufenthalt an den Quellen des Tigris und des Euphrat zurückgekehrt, ohne die Stelle, wo Adam und Eva vor dem Sündenfalle gewandelt, bezeichnen zu können. Indessen hält er die Erreichung des Zweckes nicht für unmöglich, vorausgesetzt, daß es gelänge, das Interesse der muhamedanischen Einwohner und Behörden dafür zu gewinnen. So will denn Miss Wolfe eine neue Paradies-Expedition anrücken.

Rio de Janeiro. — In der hiesigen Oper feierte die Primadonna Stahl, eine Deutsche von Geburt, große Triumphe, und namentlich überboten die Mitglieder des deutschen Beethoven-Clubs einander darin, ihr glänzende Ovationen darzubringen. Bei ihrem Benefiz ereignete es sich, daß nebst der ungeheuren Anzahl von Blumen und Geschenken, den üblichen weichen Tauben und rosafarbenen Sonetten, plötzlich, wie auf Berabredung eine große Anzahl Cylinder-Hüte auf die Bühne flogen. Fräulein Stahl mußte als liebenswürdige Tina natürlich auch diese Hüte aufheben und ließ dieselben nach ihrer Garderobe bringen. In den Zwischenacten erschienen nun, einer nach dem andern, die Eigentümer der Hüte, um sie von der Künstlerin zurückzubitten, wobei sie natürlich Gelegenheit erhielten, ihrer Schuldigung auch durch Worte Ausdruck zu verleihen.

Die Mode.

Mode vom November 1785.



Nach einem Stiche von Dornhe im „Habillemens de Leipsic“ im „Gotthaischen Hof Kalender zum Nutzen und Vergnügen eingerichtet auf das Jahr 1785“.

Die Kleidsamen, der einfachsten Toilette einen Anstrich von Eleganz verleihenden Halsbänder aus Chenille, Perlen aller Art u. s. w., erhalten einen reizenden Zuwachs durch vierliche, unter dem Namen „Polichinelle“ sich einführende Band-Colliers. Circa 12 Cent. lange Band-Enden werden, zu bütenförmigen Schlingen zusammengelegt, in doppelten oder dreifachen Reihen an ein Band gefügt, und dieses wird ringum, so wie jede der Schlingen, mit Perlen-Crelots verziert. Der Wahl unter den verschiedenen Bandarten, — einfarbiges, doppelseitiges Band



mit Delenrand (Picot-Band) erscheint am geeignetsten, — sowie unter den unzähligen gläsernen und schimmernden Perlen-Zierathen ist der weiteste Spielraum gelassen. Als gleich hübsche Idee erscheint die Vereinigung des so beliebten, dem Taillenrand oder dem Ueberkleid aufgelegten Halbgiirtels mit der Fächerkette. Beide werden übereinstimmend aus Metall gefertigt und können, je nach der Arbeit, einen wirklichen Kunstwerth haben. So besteht einer der uns vorliegenden Modell-Gürtel aus verschieden großen Medaillons, die durch Ketten verbunden und an den Händen

durchbrochen sind, während sich von den mit rothem Leder belegten

Innenflächen Köpfe, Kriegergestalten und Wappenzeichen in getriebenem Metall abheben. (Zeugquelle für Band-Colliers: J. Michaels, W. Leipziger Str. 30; für Metallgürtel: F. Beermaun, W. Friedrichstr. 20.)



Den von uns beschriebenen und theilweise bildlich dargestellten Winterstoffen hat sich ein tauchartiges, einfarbiges Gewebe zugesellt, welchem zur Garnitur schmälere und breitere, wie Durchbruch wirkende Streifen eingewebt sind, während die Ränder in breite Franzen auslaufen. Auf der geschickten Verwendung Beider beruht, wie die distinguirte Toilette der Vorlage zeigt, zumeist die sehr gefällige Wirkung des Ganzen, welche durch eine von den Streifen abstechende Unterlage oder einen glatter dunkleren Plüsch-Unterzug noch erhöht wird. (Zeugquelle: F. Reheitz, N. Auguststr. 5.)

Kostüme für die Jagd zu Pferde und zu Fuß spielen in der eleganten Welt eine so große Rolle, daß wir denselben nochmals einige Worte widmen wollen. Von den verschiedenen acceptirten Jagdkostümen geben wir heute drei der interessantesten. Außer leichtem Tuch in Dunkelbraun oder Ruffischgrün, den echten Jägerfarben, welches fast ausschließlich für das lange Reitkleid gewählt wird, sind englischer glatter oder gerippter Sammet,



Serge, Bigogne oder Voden die geeignetsten Stoffe. Zu dem durch ein Weinkleid ergänzten, knapp über das Knie reichenden Faltenrock trägt man entweder die dem Herren-Jacket ähnliche Bluse mit Lederbügel oder die langschößige, durch eine Weste aus Tuch, Leder u. vervollständigte Jacke, oder endlich die kurze Taille mit Postillon-schöß und breitem Kragen; dazu nach Belieben hohe Stiefel, Leder oder Tuch-Gamaschen, einen runden Filzhut mit steifer Feder oder die Mütze mit breitem Schirm. Viele Taschen, wie Knöpfe aus Horn oder Bronze mit Jagd-Emblemen, sind charakteristisch für diese practische Tracht.



Die von der Mode in hervorragender Weise bevorzugten Falschmenterien haben sich vollständig der Holzperlen,

welche in den verschiedensten Formen auftreten, bemächtigt. Da sind zunächst die Rosenperlen nachgebildeten, ferner glatte stumpfe, schwarze Holzperlen in jeder Größe, Perlen aus Olivenholz und solche mit

gran, grün oder bläulich schimmerndem Metall-Neberzug. Auch Spitzen und kleine Grotts aus langen, gerstenornähnlichen Perlen, stumpf oder glänzend polirt, sieht man zum Abschluß von Franzensträhnen angewendet oder auf Beschaborte gruppenweise aufgenäht. Die stumpfen schwarzen Perlen bilden auf gitterartigem Ghemille-Grunde oder frischartig gewebten seidenen



Borten zu Schmelz- oder geschliffenen Glasperlen einen sehr wirkungsvollen Contrast. Auf dem Gebiete der letzteren erscheinen als Neuheit die, das Rahenauge imitirenden Perlen, welche allein oder in Zusammenstellung mit gleichfalls blaugrün schillernden Stahl- oder Schmelzperlen besonders für Franzen Verwendung finden. Unsere Darstellungen geben, — theils in halber, theils in ganzer Größe, — einen kleinen Ueberblick über den Reichthum des vorhandenen Materials. (Bezugsquelle: S. Veermann, W. Friedrichstr. 59.)

Ein sensationelle Neuheit haben wir unter den Stoffen für elegante Gesellschafts-Toiletten zu verzeichnen. Es sind dies einzeln gewebte, gemusterte Bahnen (pans), die man mit dazu passendem glatten Stoffe zur Herstellung einer Toilette verwendet.



Dem eigenen Geschmack bleibt es überlassen, ob man aus diesen Bahnen, welche, außer in Schwarz, in allen dunklen Tönen, wie in den schönsten Lichtfarben vorrätig sind, entweder nur ein Tablier, die Seitenbahnen oder auch eine selbständige Schleppe bilden will. Auf der weichen, schweren faille française, die den Grundstoff sämtlicher Bahnen abgiebt, markiren sich querlaufende Atlas- oder Plüschstreifen in abgestufter Breite; andere Bahnen zeigen breite Arabesken-Bordüren in gemustertem Sammet, wieder andere ein nach oben sich verjüngendes Rankenmuster. Jede Krobe kann durch eine Schärpe, deren Enden mit den „pans“ harmonisirend ausgestattet sind, vervollständigt werden. (Bezugsquelle: J. A. Dietz, W. Leipziger Straße 87.)



Die Majolika-Malerei.

Mit Recht genießt die Majolika-Malerei seit einer Reihe von Jahren eine außerordentliche Bevorzugung unter den auch im häuslichen Kreise gepflegten Kunstarbeiten; denn die schönen Vorbilder, welche uns aus der Renaissance-Zeit überkommen sind, eifern zur Nachahmung an und geben Zeugnis dafür, wie viel man auch mit geringen Mitteln zu erreichen vermag. Noch vor einiger Zeit war die Ausführung dieser Art der Malerei mit größeren Schwierigkeiten verknüpft; aber heute liefern bedeutende Fabriken dem Publicum ein Material, bei dessen richtiger Verwendung man des Erfolges gewiß sein kann. Bei der Beschaffung des Materials ist indes eine Hauptbedingung zu erfüllen, welche von den Ausführenden oft nicht beachtet wird, — ein Versehen, dem ein großer Theil der erst nach dem Brennen bemerkbar werdenden Fehler zuschreiben ist. So geben wir denn im Anschluß an die früher in diesem Blatte veröffentlichten Artikel (Nummern vom 14. Nov. 1881 und vom 15. Nov. 1882) Genaueres über die bei der praktischen Arbeit zu beobachtenden Punkte.

Jede Fabrik hat bei der Herstellung des Materials ihr Augenmerk darauf zu richten, daß Thonwaare, Glasur und Farben verwandte Bestandtheile enthalten, welche im Feuer innig mit einander verschmelzen. Da nun aber nicht alle Fabriken die gleiche Art Erde verwenden, nicht Glasur und Farbe auf dieselbe Weise zusammensetzen, ist es notwendig, daß man Alles aus einer Fabrik bezieht und dieser auch die gemalten Sachen zum Brennen anvertraut, denn nur in diesem Falle kann man ein gutes Gelingen des Brandes erhoffen.

Die gewöhnliche Art der Majolika-Malerei besteht in dem Malen „unter Glasur“, d. h. die Malerei wird auf der rohen, unglasierten Thonwaare ausgeführt, und der Fabrikant überzieht dieselbe vor dem Brennen mit der Glasur, die in dicker Lage an-

fangs die Malerei überdeckt, erst im Feuer durchsichtig wird und diese dann wieder hervortreten läßt. Das Malen „auf Glasur“ erfordert bedeutend mehr Übung und Erfahrung und ist im Hause schon deshalb nicht gut anwendbar, weil die noch ungebrannte Glasur, auf welcher man malen muß, wie ein weicher Puder lose über dem Thon-Gegenstande liegt, sodas dieser nicht gut transportabel ist. Die Farben kommen im Handel sowohl präparirt als trocken, in Pulverform, vor, und obgleich die ersteren beim Gebrauch bequemer sind, können wir aus eigener Erfahrung doch nur zu den letzteren



rathen. Die präparirten Farben sind mit Oel veretzt, und wir halten es für allein richtig, die Farben nur mit Wasser zu behandeln. Alle die Klebemittel, welche die Malenden gern zur Erleichterung der Arbeit hineinmischen, wie Zuder, Gummi, Glycerin zc., sind ebenso verwerflich, da sie den Fluß der Farben im Feuer, das weiche Ineinanderschmelzen, wie wir es bei den alten Majoliken bewundern, verhindern. Noch bequemer für die Ausführung sind die farbigen Stifte, mit denen man Zeichnungen auf Thongrund fertigt; doch wenn diese an sich auch recht hübsch sein können, so dürfen sie doch mit der eigentlichen Majolika nicht in Vergleich kommen.

Die Farben müssen vor Allem sehr fein gerieben sein; davon hängt nicht nur das Gelingen bei der Arbeit, sondern auch im Brande ab. Man benutzt dazu eine mattgeschliffene Glasstafel und einen Glasläufer, schüttet etwas Farbe auf die Tafel, setzt so viel Wasser zu, daß es eine dreierartige, etwas dickflüssige Masse wird, und bewegt den Läufer wohl zehn bis fünfzehn Minuten im Kreise umher, die Farbe reibend; man merkt es schon an dem sanfteren Dahingleiten, wenn man zum Ziele gelangt ist. Für jede neue Farbe, welche man gerieben in ein vertieftes Porzellan-näpchen thut, sind Platte und Reiber auf's Sorgfältigste zu säubern. Zum Malen benutzt man starke Aquarell-Pinsel mit sehr feiner Spitze, zum Zeichnen der Contouren einen feineren, zum Füllen der Flächen einen stärkeren Pinsel.

Das Muster wird mittelst Pausen auf den Gegenstand, — nachdem etwaige Unebenheiten mit Sandpapier abgerieben sind, — übertragen und mit hartem Bleistift (sibirischer Graphit 6 H) nachgezogen; man überdeckt späterhin alle Bleistiftlinien sorgfältig mit Farbe, weil es manchmal vorkommt, daß sie nicht im Feuer verschwinden. Zuerst sind nur sämtliche Flächen des Modells in den dafür zu verwendenden Farben zu übermalen. Das Auftragen der Farbe bereitet Anfängern einige Schwierigkeit und muß erst auf einem Scherben sorgfältig geübt werden. Man thut in ein Näpchen ein wenig Farbe und verhältnismäßig viel Wasser, damit sie sehr dünnflüssig wird; da die Farbe stets zu Boden fällt, hat man beim Gebrauch immer von Neuem mit dem Pinsel umzurühren. Der Pinsel, welcher viel dieser dünnflüssigen Farbe fassen muß, wird beim Arbeiten durchaus senkrecht über der Fläche gehalten, sodas die Spitze kaum den Grund berührt und die Farbe damit nicht gestrichen wird, sondern über die Fläche aus dem Pinsel fließt. Der Thon saugt sofort das Wasser auf, und wenn man nach dem Trocknen wahrnimmt, daß die Farbe zu dünn darüber liegt, so kann das Auftragen wiederholt werden. Hat sich die Farbe in kleinen Häufchen angelegt, so lassen sich die Unebenheiten durch vorsichtiges Schaben mit einem kleinen Messer ausgleichen; Lichter können mit Brod oder Radirgummi herangegenommen werden. Da die Farbe nicht sehr fest auf dem Thon haftet, ist eine vorsichtige Behandlung, namentlich beim Senden nach der Fabrik, nöthig.

Zum Zeichnen der Contouren, — die vorgangsweise in Braun ausgeführt werden, — nimmt man die Farbe weniger dünnflüssig, ja es ist hier sogar gestattet, eine Kleinigkeit Gummi arabicum zuzusetzen, weil die Contouren sehr scharf und genau gezogen, wie ein feines, erhabenes Mändchen die Flächen umgeben müssen, wenn sie nach dem Brande kräftig genug hervortreten sollen. Da die Farben größtentheils erst nach dem Brennen sich in ihrer eigentlichen Gestalt zeigen, so ist es wesentlich, daß man sich, um sie beim Malen richtig beurtheilen zu können, einen Probeteller fertige und brennen lasse, in der Weise, daß alle Farben der Reihe nach nebeneinander und in Kreuzlage darüber gestrichen werden,



Zum Zeichnen der Contouren, — die vorgangsweise in Braun ausgeführt werden, — nimmt man die Farbe weniger dünnflüssig, ja es ist hier sogar gestattet, eine Kleinigkeit Gummi arabicum zuzusetzen, weil die Contouren sehr scharf und genau gezogen, wie ein feines, erhabenes Mändchen die Flächen umgeben müssen, wenn sie nach dem Brande kräftig genug hervortreten sollen. Da die Farben größtentheils erst nach dem Brennen sich in ihrer eigentlichen Gestalt zeigen, so ist es wesentlich, daß man sich, um sie beim Malen richtig beurtheilen zu können, einen Probeteller fertige und brennen lasse, in der Weise, daß alle Farben der Reihe nach nebeneinander und in Kreuzlage darüber gestrichen werden,

daß also jede Farbe einmal über jede andere zu liegen kommt und man zugleich einen Maßstab für das Mischen der Farben erhält. Als Bezugsquelle für sämtliche Materialien zur Majolika-Malerei empfehlen wir die Fabrik von A. Dreow, Berlin N. Einnestrasse 119, die sich um das Emporblühen dieser Technik außerordentlich verdient gemacht hat und auch den röhlichen Thon führt, welcher als Untergrund den Farben einen besonderen, weichen Schmelz verleiht, frei gelassen, selbst als Farbe mitwirkt und bei figurlichen Darstellungen als Fleischtön günstig mit benutzt werden kann. Ein kunstvoll ausgeführtes Bild auf Thongrund malen zu wollen, muß stets als Verirrung bezeichnet werden; die Muster, welche als Vorbilder für Majolika-Malerei gelten sollen, müssen stets decorativ gehalten, in Flächen gemalt und mit kräftigen Contouren umgeben werden.

Fräulein Minna Laudien (Berlin W., Königgräzer Str. 56), die Verfasserin vorstehender Abhandlung, liefert auf Wunsch Vorklagen jeder Art für Majolika-Malerei.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Five o'clock-Kostüm. — In der „Wochenschrift für Spinerei und Weberei“ las ich jüngst bei Erwähnung der ganzseidenen Seizes die Bemerkung, daß dieselben sich mit ihren schönen, bestechenden Farben besonders zu „five o'clock-Kostümen“ eignen. Was ist unter einem solchen Kostüm zu verstehen?

Junges Mädchen auf dem Lande.

Blumennamen. — Ein Botaniker sagte mir, daß nur sehr wenige Blumen und Pflanzen nach Frauen benannt sind. Ist dies richtig, und welches sind diese Pflanzen?

Eine Blumenfreundin.

Antworten.

Aust (369). Als man zu Ehren des Kaisers Augustus, der im sechsten Monat, dem Sextilis des alten römischen Jahres, viele glorreiche Thaten vollbracht, diesen Monat „Augustus“ nannte, da ahnte man wohl nie und nimmer, daß die nordischen Barbaren des Tacitus dem Worte einst eine gar liebe und innige Bedeutung als „Aust“ unterlegen würden. Der Name, den Karl der Große dem Monat als „Erntemonat“ beilegte, ist nicht so tief in's Volk gedrungen. Unter Aust, früher auch „Aust“ geschrieben und gesprochen, versteht der norddeutsche Bauer, besonders in Mecklenburg, die ganze Erntezeit des Monats August. Das ist dem plattdeutschen redenden Volke heimisch und lieb geworden, wenn ihm auch die Herkunft des Namens wenig bekannt ist. Wie tief das Wort eingedrungen, das zeigen alle damit zusammengesetzten Wörter, die sich auf diese Aust- oder Erntezeit beziehen: Aust-Kepfel und Aust-Birnen, die zur Zeit der Aust reif sind, Aust-Eier, die zur Aust aufgespart werden, Austbier, d. h. das Erntefest, Austhühner und Austhähne, die zur Austzeit aufgefüttert sind und zum Austbier verpeist werden, Austkist, d. h. dicker Reis mit einer dicken Zimmet- und Zuckerkruste (Kist), und Auststrug, der Strauß mit bunten, flatternden Bändern. Auch die Poesie hat sich hineingemischt, und hier gebe ich zum Schluß ein altes „Ohrent“ (Ernte-) und Aust-Lied, das am Abend des Erntefestes oder schon am Abend vor demselben mit einem Kranz der Herrschaft überliefert wurde und noch hier und da überbracht wird:

Guten Abend, meine Herren und Damen insgesammt! Hier bringen wir Sie den Ohrentkranz. Die Ohrent und Aust ist geschoben ganz. Wir haben gebunden (das Korn), daß das Sand gestömt. All meine Herren, lassen Sie auftragen, daß der Tisch sich bög. Dieser Kranz ist gemacht hübsch und fein, Den haben gemacht die Mädchen allein; Dieser Kranz ist gemacht bei der Nacht, Dabei sind wir gewesent ganz munter und wach. Ich wünsch' dem Herrn und der Frau einen vergoldeten Tisch, Auf allen Ecken einen gebratenen Fisch. In der Mitte möcht' sein ein Gefäß mit Wein, Das möcht' dem Herrn und der Frau ihre Gesundheit sein; Ich wünsch' dem Herrn und der Frau ein schneeweißes Hemd, Damit soll ihr jung Leben vollend't.

Ostroit.

N. N. in Agram. — Ja, auch der „Printemps“ verleiht Kataloge. Verlangen Sie einen solchen direct von der Firma Jules Taluyot und Comp. in Paris. Langjährige Abonnentin. — Die nähere Adresse ist uns nicht bekannt, doch geht durch die deutsche Gesandtschaft in London zu erfahren. G. S. in Amsterdam. — Soweit wir wissen, Binshoum. Ueber die Absichten des Stuttgarter Verlegers ist uns nicht bekannt. Frohliche Taktelende. — Der Funck hat seinen Namen von dem holländischen Worte posten, d. h. „Post“. Die Ensländer in Indien gaben dem Rißgetränke den Namen, weil sie es aus fünf Bestandtheilen zusammensetzten: Rum, Wasser, Zed, Zucker und Citrone.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbögen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzulassung 1 Gulb. 80 Kr.) Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzulassung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenutzt von uns angeben werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Repertoire-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Dorotheengasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post ungelohnt, so lange der Interessent-Auftrag dauert.

100 versch. Briefmarken: Kestunen, 1 M. Verschil., Venezuela, Thier etc. nur 50. Post, Him a P. Preisliste gratis.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Elegantes Weihnachtsgeschenk für Damen-Clementine Helm, unsere Dichter. Eine neue Gedichtsammlung mit Berücksichtigung der neuesten Literatur. ca. 600 Seiten, preislos gedruckt, reich illustirt mit 10 Vollbildern in Holzschnitt. Feinste Ausstattung im gediegenen Pracht-Einbände. Preis 7 Mark. Bekanntlich bilden gerade Gedichtsammlungen das beliebteste Geschenk für Damen. Verlag von Touger & Geven in Berlin, Friedrichstraße 233. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

6 mal dreigeknickt mit ersten Preisen. Zithern liefert in anerkannt vollkommener Arbeit, Güte und mit großer Tonfülle gut belautet, schon von 16. — an, feinere Qualitäten M. 22, 28, 36—150 M. Gräter's beste Schule zum Selbstunterricht, 1 M. 5. —, 2 M. 11 M. 7. —. Violinen sowie alle übrigen Streichinstrumente zu den billigsten Preisen. Preis-Liste gratis und franco. Die Seiten-Instrumenten-Fabrik von Gebrüder Wolff in Kreuznach.

Brillanten. Simili-Brillanten in echter Goldfassung, von echten Brillanten nicht zu unterscheiden; wasserklar und feuerhell unter Garantie der Haltbarkeit. Pracht-Kat. grat. u. fr. Bijouterie-Fabrik Max Grünbaum, Berlin, 35 Leipzigerstr. Echt Gold M. 9.

Roben- und stückweise direct an Private — ohne Vermittelung von Agenten oder Zwischenhändlern:

Weisse & schwarze ganz seidene Satins merveillenx Mtk. 1.90 p. M.

bis Mtk. 14.65 in je ca. 16 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze ganz seidene Damaste Mtk. 2.45 p. Meter

bis Mtk. 14.50 in je ca. 12 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze seidene Atlasse Mtk. 1.25 p. Meter

bis Mtk. 18.50 in je ca. 18 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze Ottoman, Surahs, Ripse, Caffete Mtk. 1.80 p. M.

bis Mtk. 14.20 in je ca. 60 verschiedenen Qualitäten.

posto- und zollfrei ins Haus. — Muster bereitwillig — Briefporto nach der Schweiz 20 Pfennig.

Büsch (Schweiz).

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Muster von farbigen Seidenstoffen jeden Genres umgehend.

Kunstgewerbliches.

Inhalt der heutigen Nummer:

Gordian Hettich in Furtwangen, Baden.

Schwarzwälder Zukufs-Bl. Preis M. 70.

Otto Weinhold jun. in Olbernhau, Sachsen.

Servitisch. Preis M. 75.

f. Schade, Juwelier, Berlin C, Rosstr. 27.

Nahänger. Preis M. 50.

T. Hoffmeister und Grasser, Hoflief., Koburg.

Kinderbettselle. Preis mit eleganter Garnierung M. 110.

Zur Notiz: Der in unserer Nummer 20 vom 16. October abgebildete Römer ent- sammt der Kryptall-Fabrik von Dillerooy und Voch in Wadgassen, nach deren Entwurf er ausgeführt wurde, während die Gravirung wie angegeben von Moritz Wenzel in Breslau herrührt.

DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSSTADIEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ehardt. Prachtwerk in Lex. 8°. Gedruckt in zwei Farben auf Velinpap. m. vielen Vignetten. 56 Bog. eleg. geb. mit Goldsch. 10 Mk. — II. Teil: Unser Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekt gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., Lützowstr. 11.

Universum. Illustr. Zeitschrift f. Belletristik, Kunst und Wissenschaft II. Jahrgang. Jährl. 24 Hefte, halbmönl. Jedes Hft i. gr. Lex.-Form. mit 3 Lichtdruck-Kunstbilla- gen kostet nur 50 Pf.

Abonnements bei sämtl. Buchhandlungen u. Postanstalt. Mitarbeiter die besten und be- liebtesten Schriftsteller und Meister der Kunst. Das erste Hft ist erschienen und beginnt mit einer grosseren Novelle aus dem altägyptischen Afrika!

„Die Numidierin von Ernst Eckstein.“

B. Schleip, Behrenstr. 21, Hoflieferant Ihrer Kgl. Hoheit der Fran Prinz- zessin Friedrich Carl von Preussen. Inhaber von Preismedaillen und Diplomen. Fabrik seit 1816 in Berlin, empfiehlt sein reichhaltiges Lager von Flügeln und Pianinos.

Unverantwortlich!

ist es, wenn Damen Putzadeln ohne S. F. Neuf'sche (Nachen) Patent-Sicher- heitshülse tragen. In haben in jeder Kurzwaarenhandlung.

Spitzen, jeder Art, Breite u. Farbe. Stickerieien in Züll, Batis und Keimen empfehle in den billigsten Preisen. Muster franco, Sendungen gegen Radnahme. Berlin W., Leipziger Rudolph Gutmann, und Wilhelmstr. 66c.

Empfehlenswerthe Geschenksbücher aus dem Verlage von Fr. Bartholomäus in Erfurt. Vetter, Friederike, Der Führer der Jung- frau und Frau im häuslichen und ge- selligen Leben. Reicht einem für alle Special-Verhältnisse des weiblichen Lebens bestimmten Briefsteller und einem Anbange: Abhandlungen über weibliches Leben und Streben. 6. vermehrte Auflage. Eleg. gebunden M. 2.75. Vindau, Carl, Der beste Ton. Regeln des Anstandes und Anechtung, durch ein an- händiges und gestittetes Venehmen sich im gesellschaftlichen Leben angenehm und be- liebt zu machen. Ein Sitten- und Höflich- keitspiegel für junge Leute. 8. Auflage. Eleg. gebunden M. 1.80. Brunold, F., Lust und Leid im Liebe. Neuere deutsche Veril. Mit Holzschitten. 5. Aufl. In elegantem Einbände M. 2.50. Polko, Elise, Blumen und Vieder. Eine musikalische Blumenprache. 4. Auflage. Eleg. gebunden M. 1.60.

Für Kunstfreunde. Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Prachts- und Galeriewerke, Photographiren etc.), mit 5 Photographien nach Amberg, Krüner, Nafel, Koretto ist er- schienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einlösung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

Die Königl. Hof-Musikalienhandlung von A. Brauer in Dresden liefert alle Musikalien und musika- lischen Schriften auf's Schnellste. Ka- taloge gratis und franco.

Die Königl. Hof-Musikalienhandlung von A. Brauer in Dresden liefert alle Musikalien und musika- lischen Schriften auf's Schnellste. Ka- taloge gratis und franco.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin. Lehrbücher der Modenwelt. Erster Band.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Vollständig in etwa vierzehn Lieferungen zu 60 Pf. (35 Kr.) Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.



Don Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Berlin 1885. Verlag von Franz Lipperheide.

Jede Lieferung umfasst 16 reich illustrierte Seiten.

Der reichhaltige Inhalt zerfällt in zehn Abtheilungen. Die erste lehrt das Rahnehen, die folgende die zweck- mässigste Benennung der auf den Beilagen der „Moden- welt“ gegebenen Schnittmuster, sowie der kleinen Schnitt- Uebersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigmachen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewid- met. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen be- handelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Dar- stellung einer Reihe von fertigen Gegenständen. Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen in der Kunst der Schneiderei ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Das Werk wird in ungefähr 14 Lieferungen à 60 Pfen- nig (35 Kreuzer) vollständig, alle 3-4 Wochen wird eine solche ausgegeben.

Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect ent- hält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig- gen oder 40 Kreuzern frei unter Kreuzband be- zogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet.

Erschienen ist jedoch Lieferung 13 mit 98 Illu- strationen. Diefelbe enthält: Fortsetzung der Abtheilung „Fertiggestellte Einzelheiten und vollständige Kleidungs- stücke.“ — Bestellungen werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Filet-Guipure-Album.

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausge- führter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von Erna von Manteuffel. Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigenthum von Gustav Elkan in Harburg a. d. E.

Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmackes, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vor- dergrund stellten, so haben wir eine äh- nliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den beson- ders werthvollen Arbeiten auf diesem Ge- biete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und diess um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verständniss und feingebildetem Geschmacke verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe, Nürnberg 1885, Nr. 4.

Gegen Imitation. Garantirt echten Tiroler Damen-Kleider-Loden

80 Ct. breit zu 90 Kr. (M. 1.50) und fl. 1.10 (M. 1.85) empfiehlt und sendet auf Ver- langen Muster Anton Dolar, Klagenfurt.

Hochelegante Neuheiten

reinwollener Damenkleiderstoffe versendet jede Meterzahl zu niedrigstem Fabrikpreis; Muster frei, das Fabrikations- geschäft von O. Rossner, Greiz.

Steinbalken!

Wer die neue reichillustrierte Preisliste über Steinbalken noch nicht besitzt, verlange sie baldigst durch Post- karte. Aufendung franco. Diese Preis- listen sind bekanntlich das gediegene Weihnachtsgeschenk für Kinder von 3 bis 14 Jahren. F. Ad. Richter & Cie., Rudolfsbad, Thüringen.

Wiel, mod. Dr. Diät. Kochbuch

für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Anerkant bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unseren Kranken kochen müssen. Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.

Monogram-Büchlein

von Erna von Manteuffel. Preis à Hft 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Hft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Mo- nogramme für Plattich. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben. Harburg a. E. Gustav Elkan.

Briefmarken.

Briefmarken von einzelnen Ländern u. in ganzen Sammlungen u. Albums werden gekauft. Gesl. Offerten unter D. R. 200 an die Exped. d. Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin erbeten.

Rätliches Weihnachtsgeschenk

für Damen! S. Suhr's Zuschneidekunst für Damen. Zum Selbstunterricht bearbeitet. Siehe Infe- rantentheil der Illustrirten Frauenzeitung vom 1. Juli 1885. Preis in Karton-Form eleg. geb. 12 Mark. Franco gegen Einlösung.